



Der Kulturkampf
in
Süd-Afrika.

Ein Versuch
zur
Prüfung der Krüger'schen Kulturpolitik
von
C. K. Elout.

DR. G. LANGMANN.
121 W. 57th ST., N. Y.

„Wer die Unabhängigkeit der Transvaal bedroht, begeht einen schweren Angriff auf die deutschen Interessen.“

Freiherr Marschall von Bieberstein.

Leipzig 1901.
Verlag von Rudolf Uhlig.

Der Kulturkampf

in

Süd-Afrika.

Ein Versuch zur Prüfung der Krüger'schen Kulturpolitik

von

C. K. Elout.

„Wer die Unabhängigkeit der Transvaal bedroht, begeht einen schweren Angriff auf die deutschen Interessen.“

Freiherr Marschall von Bieberstein.

Leipzig 1901.

Verlag von Rudolf Uhlig.

Der Kulturkampf in Süd-Afrika.

I.

Es ist eine Zeit voller Gegensätze in der wir leben. Auf der einen Seite eine weit und breit aufsteigende Bewegung von humanitären Bestrebungen, auf der anderen eine wilde Jagd, ein atemloses Rennen, ein Kampf bis aufs Messer, manchmal nur um ein schimmerndes Scheinglück. In der Philosophie grollt der Donner dieses Kampfes in höheren Regionen; es verteidigt sich dort die ältere Auffassung gegen den verwegenen Ansturm einer „Herrenmoral“. In dem inneren Leben der Nationen kämpft es seinen Kampf um Socialismus oder Individualismus. Und draussen auf dem Weltplatze, über Oceanen und Gebirgen, dort hebt der nämliche Streit sich ab als ein Kampf zwischen dem Individualismus der Völker und dem Kollektivismus der Menschheit, zwischen dem Rechte des souveränen Staates und dem Rechte der Gesamtheit, zwischen dem Nationalegoismus und dem internationalen Altruismus.

Indem nun in der Philosophie, wo freilich die anti-egoistische Idee einen Verteidigungskampf zu führen hat, und auf dem nationalen Gebiete, wo ihr Auftreten allerdings ein aggressives ist, die humanitären Anschauungen ihre Stellung entweder glücklich behaupten oder sogar einen erheblichen Gewinn aufweisen können, ist auf dem dritten Kampfplatze ein Gleiches noch kaum zu spüren. Zwar haben die Staaten die Notwendigkeit und die Berechtigung einer internationalen Jurisprudenz anerkannt und sich auch, sei's auch nicht gerade unter allgemeiner Begeisterung, zur Gründung eines Weltgerichts vereint, aber mehr als eine höfliche Verbeugung vor

den Grundsätzen des internationalen Rechtes ist darin wohl nicht zu sehen. Es wird die neue Justitia im Haag vorläufig wohl bloss die Herrschaft einer konstitutionellen Fürstin üben können. Ihr wird feierlich gehuldigt werden, man wird ihr ein hübsches Einkommen zusichern, damit sie den gebührenden Staat machen könne, und ihre Unterthanen werden mit ehrfurchtsvoller Miene an ihr — vorübergehen.

Denn um das internationale Recht steht es noch herzlich schlecht.

Nicht nur rührt sich kein einziger Staat, um in dem Burenkriege, von dessen Rechtswidrigkeit sie Alle überzeugt sind, durch ein Gesamtaufreten der Haager Grossmächte das Recht zu verteidigen, sondern auch Privatleute scheuen sich nicht, die ganze Rechtsfrage beiseite zu schieben und dieses weltgeschichtliche Ereignis von ungeheurer Bedeutung fast zu einer Geschäftsfrage herabzuwürdigen: Wo ist der Vortheil? England hat eben viele und mächtige Freunde und die sind ihm erwachsen aus zweifachem Grunde: aus seinem Freihandel und aus seinem Wandertrieb. Der eifrigste Vorkämpfer Englands in Frankreich ist der Freihändler Guyot und als ich vor Jahresfrist in den dänischen Zeitungen über die Burenfrage polemisierte, da hatte ich als Gegner: einen bekannten Führer des Freihandels in Dänemark und — den Vorsitzenden des dänischen Touristenvereins! Auch in Deutschland sind es die Handelsinteressen, die die Vergewaltigung des Rechtes seitens Englands unter Hinweisung auf die grossartige und vorteilhafte „offene Thür“ weg zu discutieren oder gar zu verdrehen suchen. Zwar vergessen sie, dass hinter jener „offenen Thür“ in der englischen Politik auch allenthalben der offene Rachen gähnt!

Allein indem sie fühlen, dass solch ein nüchterner Geschäftsgrund dem gewaltigen Rechtsgrunde gegenüber viel zu wenig in die Wagschale fällt, schleppen sie noch ein zweites Kampfmittel herbei, das, wie die Rechtsfrage, ebenfalls idealer Natur ist: die civilisatorische Überlegenheit des englischen Volkes.

Und dieses Mittel schlägt ein! Mancher vergisst darüber die Rechtsfrage und denkt nur noch an das civilisatorische Ergebnis eines englischen Sieges in Süd-Afrika.

Folgen wir einmal jener einseitigen Anschauung der Frage. Lassen wir die Rechtsfrage für den Augenblick ganz ausser Acht und beschäftigen wir uns nur mit der civilisatorischen Seite des Burenkrieges.

Da tritt also die Aufgabe an uns heran, die Frage zu beantworten: Wird ein entgeltiger Sieg der englischen Waffen in dem Burenkriege von der Kultur gefordert?

Also nicht mehr der Rechts-, sondern der Kulturbegriff ist es, dem wir jetzt näher zu treten haben.

II.

Wenn wir also den Burenkrieg als Kulturkampf betrachten wollen, so haben wir uns nicht die Sache anzusehen, um die gekämpft wird, sondern die Kämpfer selbst. Selbstverständlich ist es, dass wir die Buren, als die weniger Bekannten, genauer zu betrachten haben, als ihre Gegner.

Auch über die Völker walten die Gesetze der Abstammung und der Vererbung. Wenden wir diese Gesetze zunächst auf die Buren an.

Im Jahre 1652 wurde am Kap die erste Kolonie gegründet und zwar vom Holländer Jan van Riebeeck, der im Dienste der Holländischen Ost-Indischen Compagnie stand. Anfänglich waren die Kolonisten ganz unfreie Leute, sie waren nur Beamte oder Bedienstete der Compagnie. Nach und nach besserten sich jedoch ihre politischen wie auch ihre ökonomischen Verhältnisse, wiewohl die Compagnie noch ziemlich lange das Handelsmonopol behielt, sodass sie den Kolonisten die Verkaufspreise ihrer Produkte vorschreiben konnte.

Die Gründer der Kolonie waren also Holländer. Ihre Sitten waren diejenigen der Holländer vom 17. Jahrhundert, ihre Sprache war die holländische Sprache aus jener Zeit, ihre Religion war, wie in Holland, die calvinistische.

Und die Mehrheit derjenigen, die im Laufe der Zeit weiter einwanderten, waren immer wieder — Holländer.

Aber im Jahre 1688 und nachher im Jahre 1689 kam ein neues Element hinzu: Hugenotten oder Abkömmlinge von Hugenotten. Es kommt ganz besonders darauf an, so genau als nur möglich zu constatieren, in welchem Masse dieses gallische Element sich an der Entwicklung der Burenrasse beteiligt hat. Es wird vielfach angenommen, dass die Buren eigentlich ebensoviel französisches als holländisches Blut in ihren Adern haben, allein diese Annahme ist eben grundfalsch. Aus einer Liste, welche mein gelehrter Landsmann, Professor A. Kuyper, sich von dem Generalkonsulate des Freistaates im Haag hat anfertigen lassen geht hervor¹⁾ dass 68⁰/₀ von den Bewohnern des Freistaates anscheinend holländischen, 12⁰/₀ französischen und weitere 12⁰/₀ schottischen Ursprunges sind. Doch hat man sich vor übereilten Schlussfolgerungen zu hüten. Denn hier heisst es in ganz besonderem Masse „Name ist Schall und Hauch.“ Der Transvaaler Du Plessis, der selbst den berühmtesten französischen Namen in Afrika trägt, erwähnt in seinem sehr originellen Buche²⁾ folgende zwei ganz bezeichnende Thatsachen. Erstens, dass regelrecht aus Frankreich fast gar keine Hugenotten in Afrika angekommen sind. Sie kamen aus Holland und manche von ihnen, obwohl sie gut französische Namen trugen, hatten schon längere Zeit in Holland gewohnt oder waren gar in Holland geboren, „sodass sie bei ihrer Ankunft in Afrika Holländer waren.“ Und die zweite bemerkenswerte Thatsache, welche Du Plessis erwähnt, ist, dass fast alle Holländer verheiratet waren, als sie sich in Afrika ansiedelten, während „von den Hugenotten nur wenige sich einer Gattin erfreuten.“ Die Bedeutung dieser letzteren Thatsache ist ausserordentlich wichtig. Die Hugenotten, die sich verheiraten wollten, hatten keine Wahl. Sie waren bloss auf die schon in der Kolonie wohnenden holländischen Mädchen angewiesen.

¹⁾ Revue des Deux Mondes vom 1. Febr. 1900.

²⁾ Uit de Geschiedenis van de Zuid-Afrikaansche Republiek en van de Afrikaanders.

Und als sich diesem Zufluss männlicher unverheirateter Personen gegenüber ein weibliches Deficit ergab, da sannnen die hohen Herren in Amsterdam auf Mittel, um dem Übel abzuheffen, indem sie — eine Anzahl weiblicher Waisen nach Afrika verschifften. Also wieder holländische Mädchen. Es geht hieraus hervor, dass das französische Blut, wenn es nicht schon vermischt in Afrika ankam, gleich bei der ersten Heirat mit holländischem Blute gemengt wurde und dass nachher, bei jeder folgenden Heirat, eine weitere Abschwächung des französischen Elementes stattfinden musste. In dem Namen des hugenottischen Stammvaters aber trat diese Abschwächung natürlich nicht zu Tage und daher darf wohl behauptet werden, dass diejenigen, die jetzt in Afrika französische Namen tragen doch nur sehr wenig gallisches Blut mehr in ihren Adern haben. Durch die oben erwähnte Thatsache der ausschliesslich holländischen Abkunft des weiblichen Elementes erklärt sich auch hauptsächlich die schnelle Zurückdrängung der französischen Sprache. Die holländische Sprache wurde den Kindern von ihrer Mutter gelehrt und musste also im wirklichen Sinne die Muttersprache werden. Diese Thatsache ist von Olive Schreiner gänzlich übersehen worden, der die Herrschaft der holländischen Mundart ausschliesslich auf die Zwangsmassregeln der Kolonialregierung bezüglich des offiziellen Sprachgebrauchs zurückführt.¹⁾

Wenn wir also angesichts der jahrhundertlangen Einströmung fremder, zumal französischer und schottischer Elemente dem Burenvolke die Mischungsvorzüge auch nicht absprechen dürfen, welche die Kulturgeschichte jedem mehrtypischen Volke verleiht,²⁾ so dürfen wir doch andererseits die Buren hinsichtlich ihrer Abstammung nicht anders betrachten denn als — Holländer. Und wahrscheinlich sogar haben die Holländer, die jetzt in Holland wohnen, vielmehr französische, sowie überhaupt fremdländische Elemente in sich aufgenommen, als ihre Stammesgenossen in Süd-Afrika — wengleich ihre Namen jenen trügerischen Schein nicht beibehalten haben.

¹⁾ Losse Gedachten over Zuid-Afrika, aus dem Englischen.

²⁾ Siehe Ratzel, Anthropogeographie.

Wenn wir also nun festgestellt haben, dass die Buren, der Abstammung nach, Holländer sind und dass ihr Stamm in Afrika eben in der Blütezeit, „im goldenen Zeitalter“ Hollands gepflanzt wurde, so brauchen wir nur kurz an die Bedeutung jener Abstammung zu erinnern.

Ein bedeutender deutscher Kulturhistoriker, Friedrich von Hellwald, erwähnt die kulturelle Bedeutung Hollands wie folgt:¹⁾ „— — Holland (hat) gestritten und gelitten für die Freiheit wie kein anderes Volk und ist auch ein Hort der Freiheit geblieben bis auf den heutigen Tag.“ — Motley schreibt:²⁾ „Der holländischen Republik, mehr noch als früher der florentinischen, hat die Welt für den Unterricht in jener grossen Kunst: „das politische Gleichgewicht, zu danken.“ Und der venetianische Gesandte erklärte in einem Briefe während der Belagerung von Ostende:³⁾ „Es ist hier sehr wohl bekannt, dass nichts den spanischen König daran hätte hindern können, der gesamten christlichen Menschheit seinen Willen vorzuschreiben, wenn nicht der Krieg in Flandern wäre.“

Wer sich darüber des Näheren belehren lassen will, der mag die Aussagen eines modernen englischen Geschichtsschreibers, J. E. Th. Rogers' nachschlagen.⁴⁾ Uns genügt es aber, hier nur kurz festzustellen, dass die Buren einem Kulturvolke ersten Ranges gerade in dessen Blütezeit entsprossen sind. Eine Thatsache, die an und für sich als eine wichtige Verheissung für die kulturelle Entwicklung des Burenvolkes gelten kann.

¹⁾ In seinem Werke „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart.“ Ich werde dieses Buch noch häufig zu citieren genötigt sein. Dass ich dadurch und indem ich des Verfassers ungemeinen Scharfsinn und unerschütterlichen Wahrheitsliebe die grösste Bewunderung zolle, mich noch nicht mit der allgemeinen Tendenz dieses auf völlig pessimistischem Boden beruhenden Werkes, das mit einer hoffnungs- und trostlosen Frage schliesst, das habe ich wohl nicht näher auszuführen, einverstanden zu erklären brauche.

²⁾ The Rise of the Dutch Republic.

³⁾ Siehe den Aufsatz: „English and Dutch in the Past“ von Frau Green, in „The Nineteenth Century“ von December 1899.

⁴⁾ The Story of Holland.

III.

Und woher kam es nun, dass die Holländer Süd-Afrikas ihre Kultur nicht so schnell entwickelten, wie ihre Stammesgenossen in Europa, ja, dass sie sich anfänglich nicht einmal auf der damaligen hohen Kulturstufe ihrer Väter behauptet haben?

Als die ersten Holländer in Afrika eintrafen, konnte für sie von der Pflege der Kultur kaum die Rede sein. Das Gleichgewicht ihrer europäischen Natur wurde durch klimatische und sociale Verhältnisse erheblich gestört; von dem Akkomodationsprozesse mussten sie anfangs ganz in Anspruch genommen werden. Und als sie sich an die neue Umgebung angepasst hatten, befanden sie sich in sehr schwieriger Lage. Sie hatten einen harten Kampf ums Dasein zu führen und, wie wir oben schon bemerkt haben, waren die Massnahmen der ersten Gouverneure nicht eben geeignet, ihnen darin behülflich zu sein. Zwar ging es nachher im Allgemeinen besser, aber es blieb der Zustand der Bevölkerung in erster Linie immer von der Persönlichkeit des Gouverneurs abhängig. Wie gross die Macht des Kapgouverneurs war, ergiebt sich z. B. aus den ganz wunderlichen „Pracht- und Luxusgesetzen“ des Gouverneurs van Tulbagh (der übrigens ein grosses administratives Talent besass; er wurde „Vater Tulbagh“ genannt), die eine geradezu chinesische Regulirung des äusserlichen Auftretens enthielten¹⁾. Daher auch, dass schon vor der englischen Herrschaft die Kolonisten manchen Vorstoss ins Innere des Landes gemacht hatten, um sich der Bevormundung und den wechselnden Launen in Kapstadt zu entziehen. Doch zeigt eine kartographische Skizze von der Verbreitung der Weissen über Süd-Afrika²⁾, dass noch im Jahre 1750 diese Ausbreitung sich auf die unmittelbare Umgebung Kapstadts beschränkte. Erst nachher kam die allmähliche, jedoch sehr dünne Aus-

¹⁾ Aitton, Geschiedenis van Zuid-Afrika.

²⁾ Dr. H. Blink. Bewoners der Vreemde Werelddeelen, Teil I, Afrika. Dieselbe Skizze ist auch in „De Britsche Koloniale politiek in Zuid-Afrika en de Vryheidsstryd der Boeren“, von demselben Verfasser aufgenommen worden.

dehnung des weissen Elementes bis an den grossen Fischfluss im Osten und etwa den 31. Breitengrad im Nordwesten.

Und dann erhielt in den Jahren 1836 und 1837 die Verbreitung der weissen Rasse in Süd-Afrika plötzlich eine ungeheure Ausdehnung, welche die Veranlassung zu der Gründung der Burenstaaten zwischen dem Krokodilfluss und Port Natal wurde. Es ist dies der alt-biblische Auszug, der „Groote Trek“. Wir haben keine politische Geschichte zu schreiben und werden uns mit den Ursachen des „Grossen Auszuges“ nicht eingehend beschäftigen; es sei hier bloss hervorgehoben, dass die Abschaffung der Sklaverei seitens der englischen Regierung im Jahre 1834 vielleicht als die hauptsächlichste Veranlassung anzusehen ist, jedoch nicht als der ausschliessliche Grund der Unzufriedenheit. Der lag vielmehr in dem Kampf der englischen Regierung gegen den Gebrauch der holländischen Sprache, wobei erstere vor der Anwendung von Chikanen aller Art nicht zurückschreckte. Die Aufhebung der Sklaverei und die Unzulänglichkeit der dafür gewährten Entschädigung mit den damit verbundenen erschwerenden Bestimmungen über die Bezahlung der Entschädigungssumme bildeten nur den letzten Tropfen in dem überfüllten Becher. Übrigens liegen viele Zeugnisse über die humane Behandlung der Sklaven seitens der Buren vor. Der englische Geschichtsschreiber Froude stellt fest¹⁾: „Zur Zeit der Befreiung gab es keine Sklaven, die sich weniger zu beklagen hatten, als jene der Holländer am Kap.“ — Theal, der bekanntlich der beste englische Geschichtsschreiber von Süd-Afrika ist, bezeugt²⁾: „Es ist die Meinung aller derjenigen, die sich ein Urteil bilden können, dass nirgendwo die Sklaverei weniger drückend war.“ — Sogar der Jingo-Hauptmann Percival war 1804 genötigt zu erkennen³⁾: „Es muss gesagt werden, dass im Allgemeinen die Sklaven eine gute Behandlung finden.“ — Dass die Engländer dennoch nicht aufgehört haben, die Buren in dieser Hinsicht anzuschwärzen, erklärt Froude folgendermassen:

¹⁾ In seinen „Lectures on South-Africa“.

²⁾ South-Africa.

³⁾ An Account of the Cape of Good Hope.

„Die Sklaven am Kap waren mehr an das Haus, als an den Boden gebunden. Die ärgerlichen Zustände auf den ostindischen Plantagen waren unbekannt am Kap. Aber weil die Holländer ein träges Volk sind, das sich für unsere neuen Ideen nicht begeisterte, sind sie bei uns in Ungnade gefallen und seitdem in Ungnade geblieben. Der ungünstige Eindruck, den sie auf uns machten, ist eine Tradition der englischen Presse und leider auch des Kolonialamtes geworden. Wir hatten sie ungerecht und unvernünftig behandelt und wir verzeihen denjenigen, welchen wir Unrecht gethan haben, bekanntlich niemals.“

Aber wie gesagt, wir wollen uns jetzt nicht in die Ursachen des grossen Auszugs vertiefen. Fassen wir nur alles in jene Erklärung Sir Benjamin d'Urban's, des Paten der Natalschen Hafenstadt zusammen, der eben um die Zeit des Auszugs Gouverneur der Kapkolonie war, aber wider seinen Willen die von London (Graf Glenelg) angeordneten Massnahmen auszuführen hatte: „Der Trek“, schrieb er in einem amtlichen Briefe, „wurde verursacht durch die Unsicherheit des Lebens und des Besitztums, welche auf die jüngsten Massnahmen zurückzuführen sind.“¹⁾

So trieb England die Buren in die Wüste hinaus, statt ihnen die Zeit und die Gelegenheit zu lassen, sich ruhig die zeitgemässe Kultur Europa's anzueignen und allmählich ihren kulturellen Rückstand zu verbessern.

Dennoch sind es wieder in erster Reihe englische Schriftsteller gewesen, die den Buren vorgeworfen haben, sie hätten die vereinbarten bestimmten Grenzen überschritten und ohne jede Veranlassung die Schwarzen vertrieben. Diese Behauptung ist aber vollständig unrichtig. Die Buren haben immer und überall ihre Heimstätten rechtmässig erworben, sei es wie im Anfang ihrer Staatenbildung mittelst Kaufes, sei es, indem ihnen, wie in späterer Zeit, von schutzbedürftigen Häuptlingen Land abgetreten wurde. Schon die ersten Ansiedler im gegenwärtigen Freistaate kauften sich das nötige Land zwischen

¹⁾ Siehe „Our Boer Policy“ von Dr. G. B. Clark, bis vor kurzem Mitglied des Unterhauses.

dem Vet- und dem Vaalflusse vom Häuptling Maquana und ihre gewaltsame Besitzergreifung Natal's erfolgte erst, nachdem Dingaan, der Zulu-König, die angefangenen friedlichen Verhandlungen durch einen verräterischen Massenmord abgebrochen hatte. Lukas Meyer wurde von den unter einander kämpfenden Zulus ins Land gerufen und erhielt seine „Neue Republik“ (den gegenwärtigen Distrikt Vryheid in Transvaal) kraft eines freien, rechtmässigen Vertrags. Ebenso stellten sich die Swasis selbst unter den Schutz Transvaals. Nur wo die Buren von den Kafferstämmen angegriffen wurden, schritten sie zur gewaltsamen Besitzergreifung als dem einzigen Mittel, um weiteren Angriffen zur rechten Zeit vorbeugen zu können. So geschah es dem grausamen Matabelenhäuptling Moselekatse und dem heimtückischen Basutokönige Moschesch gegenüber. Bloss im Notfalle erbauten sich die Buren ihre Häuser auf einem vom Blut des Feindes geröteten Boden, sonst immer auf reellen Verträgen.

Doch nicht nur die Art, in der die Buren ihre neue Heimat erwarben, ist ihnen, unter falschen Vorwänden, übel genommen worden, sondern selbst die Thatsache ihrer Auswanderung. Dass sie nur so mir nichts dir nichts mit Weib und Kind von dannen zogen und ohne sonderliche Reue den teuren englischen Staub von ihren Füßen schüttelten, das war ein schlimmes Zeichen ihrer kulturellen Minderwertigkeit, ihres nomadischen unstäten Wesens.

Allein, abgesehen von der Notwendigkeit, in die sich die Buren durch die englischen Massregeln versetzt sahen, trifft der Vorwurf aus allgemeinen Gründen nicht zu. Die grosse Beweglichkeit ist eben eine allgemein-menschliche Eigenschaft, fast möchte man sagen: ein Naturtrieb bei jedem normal veranlagten und daher kulturfähigen Volke. „Die Beweglichkeit“, schreibt Ratzel¹⁾, „ist eine wesentliche Eigenschaft des Völkerlebens, die jedem Volke, auch dem scheinbar ruhenden, eigen ist.“ — Johannes von Müller sagt²⁾: „Zur Sicherung des Edelsten, was der Mensch hat, wurden zwei Mittel ergriffen:

¹⁾ Anthropogeographie.

²⁾ Vorrede zum I. Bd. der Schweizergeschichte.

Bündnisse und Wanderungen.“ — Und J. G. Kohl nennt den Menschen „ein geselliges und unruhiges Wesen, das seine Lage und Stellung immer zu verändern und zu verbessern sucht.“

Noch weniger ernst ist eine andere Klage ähnlicher Natur zu nehmen, die gegen die Buren erhoben wird. Es heisst, sie hätten sich eine Kultursünde zu Schulden kommen lassen, indem sie einen zu grossen Raum für sich beansprucht haben. Sie hätten sich dadurch an den Gesetzen des Eigentums vergriffen¹⁾.

Ja, was haben denn aber die kolonisierenden Grossmächte für scheussliche Sünden wider das Demolins'sche Eigentums-gesetz begangen, indem sie doch weit grössere Länderflächen beschlaguhamten! Wie wird Frankreich vor den Augen des Herrn Demolins bestehen können, wenn es vor ihn mit Algerien unter dem linken und Tonkin unter dem rechten Arm erscheinen muss? Wie wird der russische Bundesgenosse sich schämen müssen wegen seiner verbrecherischen Korpulenz! Wie heiss wird Deutschland sich jetzt darnach sehnen, dereinst als „Una Poenitentium, sonst Gretchen“ genannt, seine ost- und westafrikanischen Sünden Herrn Demolins zu Füssen legen zu können!

Und nun gar England, das in seinem indischen Reiche einen Raum von 5000000 qkm mit einer Bevölkerung von nahezu 300000000 Seelen für kaum mehr als 100000 Briten in die Tasche gesteckt hat.

Die Behauptung Herrn Demolins ist eben nicht ernsthaft zu nehmen. Wenn die Buren einen grossen Raum in Anspruch nahmen, so folgten sie nur ihrer natürlichen Veranlagung und übten sie ihr gutes Recht aus, wie die Kulturgeschichte es ihnen verliehen hat. Instinktmässig ahnten sie, dass ein sich so stark vermehrendes Volk — es wächst ihre Zahl schneller als die eines jeden anderen Kulturvolkes mit der einzigen Ausnahme Russlands — naturgemäss dereinst einen weiten Raum bedürfen werde. „Alle Völker“, sagt Ratzel²⁾,

¹⁾ E. Demolins, „Boers et Anglais. Où est le Droit.“

²⁾ Anthropogeographie.

„denen die Aufgabe wurde, sich über grosse Räume auszubreiten, haben eine grosse Raumauffassung in ihren Geist aufgenommen.“ Zwar brauchten die Buren den weiten Raum im Anfang vielleicht nicht, obwohl ihre Lebensweise und ihre Gewohnheiten der Jagd und der Viehzucht sie in bedeutendem Masse dazu nötigten. Allein auch in dieser Hinsicht folgten sie nur den Kulturgesetzen, indem ihr jugendlicher Kulturzustand sie dazu gerade berechtigte. Sagt doch Ratzel: „Eine Verbreitung, die weite Räume beansprucht, ohne sie lückenlos zu bedecken, bezeichnet auf hoher Kulturstufe geschichtlich unfertige Verhältnisse, ist aber die Regel auf tieferen Stufen.“ Und er betont die Wichtigkeit eines weiten Raumes, der günstig auf die Entwicklung eines Volkes wirke.

IV.

Also wieder von vorne an hatten sich die Buren, dank der englischen Hetzpolitik, einer fremden Umgebung anzupassen. Eine neue Heimat hatten sie sich abzustecken, wie dereinst die Juden in Palästina. Und wie früher die Nachkommen jener Juden bei der Wiederaufbauung ihres Tempels, so hatten auch sie sich ihre Häuser zu bauen, die Kelle in der einen, den Speer in der anderen Hand.

Der unaufhörliche Kampf wider wilde Tiere und wilde Menschen liess wenig Zeit übrig zur geistigen Entwicklung. Was van Oordt sagt¹⁾, mit Bezug auf die Grenzburen in der Kapkolonie zwischen 1790 und 1820, nämlich, dass es Wunder nimmt, dass sie nicht der Gesetzlosigkeit und der Verwilderung anheimgefallen sind, das trifft in noch höherem Masse für die ersten „Trekker“ zu. Nur der väterliche Glaube und ihre Bibel konnten diese über den Oranjefluss und die Felsen des Drakengebirges zerstreuten Kulturkeime am Leben erhalten.

Es waren immer noch nur rohe Keime, derbe, urwüchsige Naturen. Alles hatten sie sich selbst zu beschaffen. Das Holz zu ihren Häusern hatten sie sich im Walde zu hauen,

¹⁾ Paul Kruger en de Opkomst der Zuid-Afrikaansche Republiek.

ihre binsenenen Dächer hatten sie sich draussen zusammen zu schneiden und die ledernen Riemen, mit denen solche Dächer festgeflochten werden mussten, hatten sie sich auf der Jagd holen müssen. Und ihren schönen schwarzen glatt polierten Fussboden holten sie sich bei den weissen Ameisen, deren zähe Häuser sie von ihren Bediensteten zerhauen, mittelst Wasser zerknieten und zuletzt mit glatten Steinen polieren liessen.

Sie bildeten eine derbe, kräftige, sich selbst bei aller individualistischen Freiheitsliebe streng im Zaume haltende Gesamtheit. Pioniere waren sie der christlichen Kultur, und besser dazu geeignet, als irgend ein anderes Volk, indem sie mit ihren einfachen sozialen Verhältnissen und ihren strengen festen Sitten den schwarzen Völkern ein hohes Vorbild, ein leuchtendes Muster von der Kraft und der hohen Würde einer wahrhaft christlichen Gesittung gaben. Es war der heroische Vortrab des grossen Heeres der Kultur.

Schon der oben erwähnte englische Kapgouverneur, Sir Benjamin d'Urban, nannte die Buren „ein mutiges, tüchtiges, ordentliches und religiöses Volk, die Bearbeiter, die Verteidiger und die Steuerzahler des Landes.“ Livingstone, der übrigens wahrlich nichts unterlassen hat, die Buren zu verleumden, musste doch gestehen: „Die Buren sind im Grossen und Ganzen ein mässiges, fleissiges und sehr gastfreundliches Volk.“ Selous, der bekannte Afrika-Jäger, schrieb in die Times¹⁾: „Sie sind ein ausserordentlich ruhiges, mässiges und sichselbstbeherrschendes Volk, das sich sehr selten der Prahlerei oder der Grossthuerei hingiebt.“ Die Times wussten darauf nichts zu antworten, als dass Herr Selous zwar ein grosser Afrika-Jäger aber „kein Politiker“ sei. Freilich! Aber in der Nummer vom 27. fand sich eine Bestätigung des Selous'schen Briefes von Lord Crewe, der sicher ein Politiker ist. Sir George Grey stellt den Bur „als ein Muster der staatsbürgerlichen und gesellschaftlichen Gesittung vor.“²⁾

¹⁾ Vom 24. Oktober 1899.

²⁾ S. Purvis und Biggs, South-Africa.

Weitere Aussagen englischer Reisender und Geschichtsschreiber fanden sich in der diesjährigen Februarnummer der *Contemporary Review*.¹⁾ Der Hauptmann Younghusband schrieb seinerzeit an die *Times*, — so liest man dort — es seien die Buren nicht grausam, wie oft englischerseits behauptet wurde, sondern mild und grossmütig („merciful in their nature“). Dr. Hillier nennt sie „freundlich, wenn auch etwas derb.“ Sie halten fest zusammen und ihr Familienleben ist musterhaft mit starkem, aber gar nicht ins Abnorme gesteigertem Einfluss der Frau. Sie nennen sich bekanntlich „Ohm“ und „Neffe“, „Tante“ und „Base“ untereinander, was wohl von ihrer gemeinschaftlichen Abstammung von einer kleinen Kolonistengruppe herrührt. Sie hegen eine ganz eigentümliche Liebe zu ihrem Lande, nicht etwa in der Gestalt einer abstrakten Idee, sondern eben in der Form jener „Liebe zur Scholle“, die man bei europäischen Bauern so sorgfältig zu pflegen versucht. Sie haben einen natürlichen Scharfsinn und eine angeborene Klugheit²⁾, die sich der erlernten Gelahrtheit ebenbürtig gegenüber stellt und die den Buren zu ihren diplomatischen und kriegerischen Erfolgen verholfen hat. Zwar sind sie langsam, wie es ihre Ahnen, die Holländer, waren (und noch sind), aber diesem Fehler steht ihre unerschütterliche, heroische Ruhe gegenüber. Dass sie diese Schattenseiten neben ihren Vorzügen besitzen, ist eben nur natürlich. „Manchmal sehen wir“, erklärt Sir John Lubbock³⁾, „dass dem Besitze einer Tugend irgend ein korrespondierender Fehler gegenübersteht.“ Die Einsamkeit und das wiederholte treulose Verhalten der Engländer haben sie misstrauisch gemacht, jedoch ihre Gastfreundlichkeit ungeschwächt gelassen. Und wer einmal ihr Vertrauen gewonnen hat, der behält es auch. „Sie besitzen einen grimmigen Mut, wenn irgend eine Gefahr droht“⁴⁾. „Nie vergessen sie eine Beleidigung, jedoch sind sie nicht rach-

¹⁾ Gesammelt von Auberon Herbert.

²⁾ Froude sagt: „Es giebt kein weniger dummes Volk in der ganzen Welt.“

³⁾ *The origin of civilization*.

⁴⁾ Bryce, citiert von A. Herbert in der *„Contemporary Review“*.

süchtig¹⁾. „Ihr Stamm ist aus einem zähen Holze gewachsen und sie haben ein grosses Selbstvertrauen“²⁾. „In der That, sie sind, im Guten und im Bösen, nicht, wie wir, „Narren, die da Bücher lesen“³⁾, sondern es steht ihr Leben in engerer Berührung mit den Thatsachen des Lebens und es empfindet mehr deren regelrechten Einfluss³⁾. „Obwohl sie immerfort kämpfen mussten, sind sie ein friedliches Volk. Sie bilden eine einheitliche Nation, ein Volk von Landleuten, mit allen Volksinstinkten, die dem Boden entspringen“⁴⁾.

Und was ihre sittliche Ausbildung betrifft, so hat selbst Herr Demolins sich genötigt gesehen, zu gestehen⁵⁾: „Es zeichnen die Buren sich durch ganz merkwürdige moralische Qualitäten aus.“

Da hätten wir also einige Fingerzeige über den sehr schwer zu ergründenden Charakter dieser Pioniere, von denen sogar der englische Epiker des jetzigen Krieges, Conan Doyle, bezeugt: „Es gab kein Volk in der ganzen Welt, das mehr Qualitäten besässe, die man bewundern musste, und nicht die geringste jener Qualitäten war jener Unabhängigkeitstrieb, dessen Pflege in uns wie auch von uns andern, unser höchster Ruhm ist.“⁶⁾

Es wirken diese Urteile aber in ihrer Gesamtheit wie eine Skizze des alt-holländischen Charakters, der zwar durch die Umgebung, die Lebensverhältnisse und das Klima differenziert ist, in welchem jedoch einzelne Verschiedenheiten die Grundzüge nicht alterieren. Es ist eben der ganze Riesenkampf jener afrikanischen Holländer eine seiner Art nach schlagende Wiederholung des Freiheitskampfes ihrer europäischen Vorfahren. Hier ist es eine Regierung, die offenbar nach einer weltbeherrschenden Paramountey strebt — dort ein König, „der sich

¹⁾ Ibid.

²⁾ Ibid.

³⁾ Ibid.

⁴⁾ Auberon Herbert.

⁵⁾ Boers et Anglais.

⁶⁾ The great Boer War.

sehnte nach dem Weltreich¹⁾! Hier eine Seemacht, die sich als Herrscherin über alle Wellen des Meeres ankündigt (Britannia rules the waves) — dort ein König, in dessen Augen „der atlantische und der grosse Ozean blos spanische Seen waren“²⁾. Hier eine Regierung, die mit oder ohne falschen Vorwand, sofort nach der Entdeckung eines Diamantenlagers den reichen Fund für sich beansprucht — dort immer wieder der König, „der ein Anrecht hatte auf alle Minen in seinem Gebiete“ und die Minen von Potosi sich zueignete³⁾. Ebenso wie Herr Chamberlain überzeugt ist von der Überlegenheit des englischen Heeres, ebenso war es Philipp II. von jener der spanischen Flotte⁴⁾. Es glaubten auch die damaligen Holländer, ebenso wie die jetzigen in Afrika, dass sie zu einem bestimmten Schicksale vorher bestimmt worden seien. „Einen jeden, der diese Hauptlehre anzufechten wagte, betrachteten sie als einen Bundesgenossen der Feinde ihrer Freiheit oder wenigstens als einen, der sofort bereit war, sich mit jenen zu verbinden“⁶⁾.

Sogar in Einzelheiten stimmt das Bild. Oder findet sich nicht Lord Roberts Heer in Alba's mächtigen Legionen zurück? Gemahnt es nicht an einen bekannten „Raid“, wenn wir bei Rogers lesen, dass die wahren Absichten der Armada versteckt wurden unter harmlosen Vorwänden? Sogar der Grundgedanke des grossen Treks findet sich in der Geschichte des holländischen Freiheitskampfes. Es ist nämlich oft von Wilhelm von Oranien gesagt worden⁷⁾, dass er in der ärgsten Not eine massenhafte

¹⁾ Es haben z. B. die Buren etwas von der Reinlichkeit ihrer Ahnen verloren, was aber, wie Bryce bemerkt, nur selbstverständlich ist, als sie mit der Sklaverei in Berührung kamen. Die Holländer hatten auch nie das Misstrauen der Buren, was diesen aber wieder aus natürlichen, oben erwähnten Gründen erwachsen musste. Dagegen besaßen die Holländer nicht in sehr hohem Masse die ruhige Zufriedenheit der Buren. Freilich sind letztere auch immer frei geblieben von den Unzufriedenheit erregenden Handelsgelüsten.

²⁾, ³⁾, ⁴⁾, ⁵⁾, Rogers, The Story of Holland.

⁶⁾ Rogers.

⁷⁾ Es wird u. a. erwähnt von Rogers und von Frau Green in ihrem zitierten Artikel.

überseeische Auswanderung geplant habe, eine Verpflanzung des ganzen Volkes.

Und nun gar der Volkscharakter!

Es hat Goethe in seinem Egmont folgendermassen die damaligen Holländer charakterisiert:

„Es sind Männer, wert, Gottes Boden zu betreten; ein Jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer ist's, ihr Zutrauen zu verdienen; leicht zu erhalten. Starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken“¹⁾.

Wenn man sich der Andeutungen erinnert, die wir soeben über den Charakter der Buren gaben, und wenn wir noch dazu bei van Oordt lesen, wie er wiederholt von den Buren bezeugt, sie fühlten sich „wie ein König auf ihrem eigenen Boden“, trifft uns dann nicht die schlagende Übereinstimmung, fast Wort für Wort?

Die Buren kümmern sich kaum um ihre holländische Abstammung. Sie wollen nicht Holländer genannt sein. Und Olive Schreiner²⁾ zeigt auch deutlich, woher diese Gleichgültigkeit dem ehemaligen Mutterlande gegenüber stammen könne: aus der schon erwähnten Thatsache, dass die Mütter der ersten Kolonistenkinder in einer beträchtlichen Anzahl Waisen waren, die eben daheim nichts zu verlieren hatten.

Die Buren wollen es nicht wissen, dass sie Holländer sind, wenn sie auch eine Sprache reden, die von dem heutigen holländischen weniger verschieden ist, als die Sprache unserer friesischen Bauern und wenn auch manche ihrer altväterlichen Gewohnheiten sich in unseren nördlichen Provinzen noch zurückfinden.

Und dennoch sind sie es, wie wir gesehen haben. Und das ist eben, wie gesagt, eine Verheissung für ihre zukünftige Bedeutung in der Kultur.

Präsident Krüger aber hat das Band des Blutes anerkannt, indem er in seiner Antwort auf eine Anrede des Professors Günning im Jahre 1884 in Amsterdam bezeugte:

¹⁾ Akt IV, 2. Bild.

²⁾ Losse Gedachten over Zuid-Afrika.

„Wir sind die verlorenen Abkömmlinge der von Euch verlassenen, in der Kapkolonie unter Fremden angesiedelten Eltern, die aber Alles, was noch an ihre Vorfahren ermahnen könnte, bewahrt haben. Erstens, die Flagge, die holländische Flagge, der wir nur die grüne Farbe der Hoffnung hinzugefügt haben — der Hoffnung, jener Kraft eines emporwachsenden Volkes in seiner Jugend.“

„Und zweitens — die Sprache“¹⁾.

V.

So lebten die Buren manches Jahr wie abgeschlossen von dem Getriebe der Welt. Sie kämpften mit den Kaffern, wenn diese ihr Vieh raubten, sie führten Krieg mit den Engländern, wenn diese ihre Unabhängigkeit antasteten — und sie kämpften auch wohl einmal unter sich und hatten „Hoek'sche und Kabeljau'sche Fehden“, wie sie ihre Vorfahren gehabt hatten. Aber die Burenfehden dauerten nicht so lange und waren weit weniger blutig.

Und wenn kein Krieg war, so verwalteten sie ihre ausgedehnten Güter, auf dem die schwarzen Diener das Vieh hüteten und die „Mielies“ säten, oder sie jagten umher durch Busch und Feld, wo die Wunderbäume wuchsen, wo grimme Löwen brüllten und Panther lauerten und Antilopen hüpfen. Des Nachbars Dächer sah man kaum, fast gar nicht; spärliche Besuche stattete man einander ab. Fremde sah man fast nie — nur dann und wann der „Smous“, der jüdische Hausierer und Kaufmann, mit dem gehandelt wurde über Hausrat und Vieh. Gäste waren äusserst selten; der Schulmeister aber wurde bisweilen herbeigeholt, wenn eins oder mehrere von den zahlreichen Kindern des Unterrichts bedürftig waren. Da zog der „Meister“ auf das Gehöft ein — es gab damals fast nur fahrende Lehrer, manchmal unverheiratete „Neffen“ aber manchmal auch eingewanderte Holländer²⁾ — und enthüllte dem

¹⁾ Van Oordt, Paul Kruger.

²⁾ Du Plessis, Uit de Geschiedenis van de Zuid-Afrikaansche Republiek. — Es ist rätselhaft, wie Herr Demolins zu der Behauptung kommt, es seien die Lehrer manchmal Engländer gewesen.

jungen, unruhigen Völkchen die Geheimnisse des A B C, wofür er mitsamt Kost und Obdach nur wenig Geld und einige Schafe erhielt. Seine Instruktionen lauteten meistens auf tüchtig prügeln und vielleicht ist es darauf zurück zu führen, dass die Kinder, obwohl sie meistens nach dreimonatlichem „Studium“ als vollendete Abiturienten entlassen wurden — oder eigentlich wurde es der Lehrer — es doch im Lesen und Schreiben noch leidlich weit brachten. Ich habe einmal einen Brief eines alten Burs aus dem Freistaate gesehen, der orthographisch und stilistisch besser war, als die Briefe, wie manche unserer heutigen holländischen Bauern sie schreiben.

Sie führten ein pastorales Leben, diese Buren, und auch ein patriarchalisches, wenn man die letztere Bezeichnung nur auf das Familienleben, nicht aber auf die Staatsformen anwendet; denn diese waren vom Anfang an republikanisch und demokratisch. Die Buren hatten eben, obwohl sie lebten wie ein Hirtenvolk, sogar mit einigen Überbleibseln des Nomadentums, ihre Kultur nicht von der untersten Stufe an aufzubauen. Sie hatten sich aus der Kapkolonie eine christliche Religion, christliche Sitten und europäische Staatsformen mitgebracht. Und nun soll man dies Eine in der Beurteilung der Burenkultur nicht übersehen: Gerade ihre strengen harten Formen und der zähe Konservatismus, mit dem sie an dem Bestehenden festhielten, behütete sie vor einem Rückschritt im Entwicklungskampf der menschlichen Kultur. Die Gefahr wäre sonst gross gewesen, dass sie auf die weit tiefere Kulturstufe herabsanken, auf der die Hirtenvölker sonst stehen. Doch hat sie ihr Konservatismus für die Kultur gerettet.

Hätten sie auf jener Stufe stehen bleiben können, vielleicht wäre es für sie besser gewesen. Es verlieren die fanatischen Kulturschwärmer doch gar zu sehr aus dem Auge, was für Übel aus einer ins Unendliche gesteigerten Zivilisation entstehen kann. Es fehlte den Buren zwar mancher Vorzug, aber auch mancher Nachteil unserer modernen Zivilisation. Sie hatten keine Wissenschaft — aber sie kannten auch den Zweifel nicht. Sie hatten keine Musik — aber auch keine „music-halls“; keine

Maschinen und Fabriken — aber auch weder Pauperismus noch Prostitution; keine Banken und Börsen — aber auch keine Schwindler und keine Spekulanten. Sie besaßen weder Kunst noch Literatur — aber auch weder Pornographie noch ungesunde Sensationsromane. Ihre Kleider waren roh und unmodisch — aber es konnte darin auch kein Gigerltum umherstolzieren. Ihr Geist war träge — aber ihre Nerven waren gesund, ihre Muskeln stark und ihr Herz klopfte ruhig. Ihr Wissen war beschränkt — aber sie brauchten weder Gefängnisse noch Irrenanstalten. Wer bringt des Menschen Äusseres mehr nach dem Affentum zurück, der „rückständige“ rüstige Bur oder der hochzivilisierte Gigerl? Was gemahnt mehr an das Tierische im Menschen, die Zivilisationsexzesse eines Jack the Ripper oder die biedereren Sitten jener Hirten und Heroen?

Und endlich: Wer lebt glücklicher, wir oder sie?

Wer, der das Leben der Buren vergleicht mit dem tollen Strudel unseres Grossstadtlebens oder mit dem dumpfen Elend mancher unserer ärmlichen Dörfer, wagt es, diese letztere Frage zu Gunsten der modernen Zivilisation zu beantworten?

Denn die Lehre von dem Verhängnis der Über-Kultur, die Jean Jacques Rousseau in seinem „Contrat Social“ gepredigt hat, lebt heutzutage wieder auf. Überall regt es sich, zwar vereinzelt noch, aber gerade in den höheren Regionen, der übertriebenen und gefährlichen Intensität unseres Lebens Einhalt zu thun. Ein bedeutendes Beispiel dieser Strömung ist die „Ligue du coin de terre“ in Belgien, die den Arbeiter aus der Stadt hinaus nach der Scholle zurückzuführen versucht, und die das von der Zivilisation zerstörte Familienleben wieder herstellen will. Ein leuchtendes persönliches Beispiel ist Tolstoi, der dem Leben der modernen Zivilisation entflohen ist, um auf dem Lande ein einfaches Bauernleben zu führen, ein christliches Leben der Entsagung und der hoffnungsvollen Zufriedenheit. Und nun gar Ruskin, einer der Grössten Englands! Welch' eine vernichtende Klage gegen unsere moderne Zivilisation ist in seiner „Fors Clavigera“ enthalten! Und wie sieht das Leben

der älteren Transvaalburen dem Leben in jenem tiroler Dorfe ähnlich, das Ruskin fast idealisch fand!

Und schliesslich kann man doch an allen jenen Warnungen der Kulturhistoriker nicht ohne weiteres vorübergehen. Gegen die Behauptung, dass jedwede Evolution die Menschheit höher führe, erhebt u. a. Herbert Spencer entschiedenen Widerspruch¹⁾. Andere, wie von Hellwald, sind noch viel kategorischer in ihren Aussagen. „Der Mensch verbessert sich in seinen äusseren Lebensverhältnissen, aber er bessert sich nicht im Sinne der eigenen Vollkommenheit“²⁾. „Es wäre nämlich sehr voreilig, zu sagen, dass die kompliziertere Maschine (vl. im kulturhistorischen Sinne) den Vorzug vor der einfacheren verdiene, dass sie besser sei“³⁾. „Wiederholt habe ich darauf hingewiesen, wie jede hochentwickelte Kultur unabänderlich Laster begleiten, welche die „Sittlichkeit“ jener Epochen in keinem allzu günstigen Lichte erblicken lassen“⁴⁾. — In demselben Sinne betonte Professor Dr. Karl Semper⁵⁾, dass die Entwicklung gar nicht immer auf Vervollkommnung auslaufe. Und Theodor Waitz führt aus⁶⁾, „dass durch die Kultur nur die Mannigfaltigkeit der Genüsse zunimmt, aber weder die Summe noch die Intensität des Wohlseins und der Genüsse gesteigert wird.“

Da wäre es für die Buren sicher besser gewesen, wenn sie sich auf ihrer „rückständigen“ Kulturstufe hätten behaupten können.

Sie standen gerade hoch genug für die wesentlichen Vorzüge der zivilisierten Völker: Humanität der Sitten und Ordnung der politischen Verhältnisse. Andere Vorzüge, die nicht wesentlich sind, aber nur dort als Vorzüge empfunden werden, wo das Bedürfnis darnach entsteht — Kunst,

¹⁾ A System of Synthetic Philosophy, Principles of Sociology.

²⁾, ³⁾ u. ⁴⁾ — Kulturgeschichte.

⁵⁾ In der Beilage zur Allg. Zeit. 1873, Nr. 36, erwähnt von F. von Hellwald.

⁶⁾ Anthropol. der Naturvölker.

Literatur, Wissenschaft — brauchten sie nicht. Sie waren glücklich auch ohne jene Vorzüge.

Und all der Jammer einer „höheren“ d. h. unnötig weiter entwickelten Kultur blieb ihnen fern.

VI.

Aber es hat nicht sollen sein. „Die Geschichte jedweder Entwicklung in der organischen Welt, also auch der menschlichen Kultur, besteht darin, ein Stadium zu erreichen, um es wieder zu überwinden, es wieder zu verlassen.“ So sagt von Hellwald, und dieses Gesetz hat sich auch in der Kulturgeschichte der Buren bewährt. In welcher Art die Buren versucht haben, sich in ihrer neuen Heimat zu einer, landläufig gesagt, „höheren“ Kulturstufe empor zu schwingen, nachdem England sie zum erstenmal in ihrer Kulturentwicklung gestört hatte, werden wir jetzt sehen.

Gleich im Anfang der inneren Entwicklung in der Burengeschichte, in der sie sich von England vom Meere fort- und in die Wüste hineingetrieben sahen, hat das „Tengerre Magyar“ ein Echo gefunden in dem Gemüte dieses Volkes, dem ja das Meer um die Wiege gerauscht hatte. Es ist von ausserordentlicher Bedeutung für den Instinkt des Burenvolkes, dass der erste Teil des „Grossen Treks“, die kleine Vorhut unter Louis Trichardt und Johannes van Rensburg, gleich in einem Zuge bis zum Norden des gegenwärtigen Transvaals (in die Zoutpansberge) vorgedrungen ist und sofort einen Ausweg nach dem Meere gesucht hat. Es hat jener erste Versuch ein unglückliches Ende genommen; die meisten Emigranten wurden ermordet, andere wurden von Krankheiten weggerafft und nur ein ganz winziger Überrest gelangte ans Meer, an die Delagoa-Bai und wurde von da nach Natal hinüberschafft. Es hatte sich aber von dieser Zeit an, die Erinnerung an die Delagoa-Bai in den Gedanken der Buren tief eingewurzelt. Der Ruf: „Ans Meer, Emigranten!“ ist seitdem gleichbedeutend mit dem anderen Ruf: „Nach der Delagoa-Bai!“ gewesen, denn es wurde die Bai sofort als der natürliche Ausweg des

Burenlandes erkannt. Daher ist die Delagoa-Baifrage die Lebensfrage für die Burenstaaten geworden, sie musste selbstverständlich die Achse werden, um die ihr ganzes Sein sich drehte und sie war es denn auch, die des Präsidenten Krügers Politik beherrscht hat von seiner ersten Wahl an bis auf den heutigen Tag. Ohne Verbindung mit der Delagoa-Bai ist keine bedeutende Entwicklung der Burenrepubliken, zumal der Transvaals, denkbar. Ich bemerke, dass diese Schrift sich in der Folge lediglich mit den Transvaalburen beschäftigen wird, weil englischerseits den Oranjaburen vor dem Ausbruch des Krieges nichts zur Last gelegt wurde.

Die Delagoabaifrage ist denn auch der Schlüssel zur Entwicklungsgeschichte der Süd-Afrikanischen Republik.

Hätte die holländische ostindische Kompagnie, die von 1721 bis 1730 die Herrschaft über die Delagoa-Bai ausübte¹⁾, sich bessere Ratsleute zugezogen, sie hätte nie diese wertvolle Besetzung verlassen und der Schlüssel zu Transvaal wäre jetzt vielleicht noch in holländischen, statt in portugiesischen Händen. Es hätte dann für Transvaal wohl nie eine Delagoabaifrage gegeben. Allein die Burenrepubliken sollten damals erst nach einem Jahrhundert geboren werden und die Kompagnie schadete zu jener Zeit nur sich selbst, indem sie den üblen Ratschlägen aus Kapstadt Gehör gab und die Bai verliess. Denn in Kapstadt, wo man sich von der Kompagnie die Bürde der Verproviantierung u. s. w. der neuen Besetzung auferlegt sah, und wo man den Wettbewerb eines dort aufblühenden Handels fürchtete, an dessen Beteiligung man durch das Monopol der Kompagnie verhindert war, erhob sich sofort die Eifersucht, die nachher sich noch so oft fühlbar machen sollte.

Der erste Entwurf zu einer Delagoabai-Eisenbahn rührt vom Präsidenten Bürgers her. Gleich nach seiner Wahl hatte er eine gute Landstrasse nach der Bai anlegen lassen und im Jahre 1875 ging er im Auftrag des Volksraads nach Europa,

¹⁾ Siehe über die holländische Herrschaft über der Delagoa-Bai die interessante Schrift M. L. van Deventer's, *La Hollande et la Baie-Delagoa*.

um eine Anleihe für eine Eisenbahn abzuschliessen, was ihm jedoch nicht gelang. Man beachte aber, dass die Idee der Verbindung nicht zuerst von Bürgers ausgesprochen wurde; es war nur der alte Gedanke der „Voortrekker“, den er in eine zeitgemässe Form goss. „Es war dies“, sagt van Oordt¹⁾ von dieser Idee des mit gutem Willen beseelten, aber heissköpfigen und daher unbeliebten Präsidenten, „der einzige Gedanke, den er mit den alten Emigranten gemein hatte.“ Es wurde auch im Dezember 1875 ein Vertrag mit Portugal geschlossen, wobei die portugiesische Regierung sich dazu verpflichtete, einer Gesellschaft zum Ausbau einer Eisenbahn von der Bai bis an die Transvaalgrenze eine Subvention und verschiedene weitere Vorteile zu gewähren. Allein etwa ein Jahr nachher erfolgte die Annexion der Transvaal, und diese Gewaltthat Englands zerstörte wieder den Eisenbahnentwurf. Auch in dieser Hinsicht also erschien England wieder als ein Hemmnis in der Entwicklung der Transvaal. Gleich nachdem das Land den Buren zurückgegeben war, schon im Jahre 1881, wurde die Regierung von dem Volksraad beauftragt, sich mit der Frage einer Eisenbahn nach der Delagoa-Bai aufs neue zu beschäftigen. Allein die Geldfrage blieb eine grosse Schwierigkeit; dem englischen Kapital wollte man sich nicht anvertrauen und erst 1884 gelang es, durch die Konzession Maarschalk c. s. sich des holländischen Kapitals zu versichern. Die Delagoabahn konnte jedoch erst 1895 wegen der Verschleppung des portugiesischen Teils der Anlage eröffnet werden. Es war dies die Konzession-Mc. Murdo, später von einer englischen Gesellschaft übernommen, deren Leidensgeschichte²⁾ erst in diesen Tagen beendet worden ist. Wir haben uns hier weder mit der indolenten Haltung der portugiesischen Regierung, noch mit der Langsamkeit Mc. Murdo's und seiner Nachfolger zu beschäftigen. Nur die Haltung der Transvaal, jener englisch-amerikanischen Bahn gegenüber, kommt für uns in Frage.

¹⁾ Paul Kruger.

²⁾ Siehe darüber die Flugschrift van den Wall Bake's, des Direktors der Nied. Süd-Afrikanischen Eisenbahngesellschaft.

Bei der Konzession Mc. Murdo hatte Portugal den Fehler begangen, den Amerikanern in der Feststellung der Tarife eine absolute Freiheit zu gewähren. Damit war aber der ganze Wert, den die Bahn für die Transvaal haben konnte, von Mc. Murdo's Willkür abhängig gemacht, und was das bedeuten sollte, erfuhren die Transvaaler alsbald; Mc. Murdo, oder eigentlich die englische „Delagoa-Bai and East African Railway Co.“, erklärte 1888, dass der Gütertarif auf £ 5 pro Tonne festgestellt worden war. Wenn man nun aber weiss, dass der Oberst Machado, der Urheber des portugiesischen Teils des Entwurfs, auf dessen Berechnungen Mc. Murdo sich immer berufen hatte, eine Gebühr von 2 Pence pro Kilometertonne für gewöhnliche Güter und von 1 Penny pro Kilometertonne für Rohstoffe (also für die 80¹/₂ km, welche damals fertig waren und denen auch die £ 5 galten resp. 13 Sh. 4 P. und 6 Sh. 8 P.), so wird es einleuchten, dass die Mc. Murdo'sche Bahn der Transvaal gegenüber die förmliche Erdrosselung beabsichtigte. Es hatte Präsident Krüger dies auch wohl vorhergesehen und schon 1884 hatte er bei seinem Besuche in Lissabon, einen Vertrag mit der portugiesischen Regierung abzuschliessen gewusst, wobei diese ihm die Erlaubnis gab, eine Parallelbahn zu erbauen (zwar nur eine Dampfstrassenbahn, nicht aber eine grosse Eisenbahn, denn das wäre der Mc. Murdo'schen Konzession zuwider gewesen), falls die Transvaal-Eisenbahn und die Mc. Murdo-Gesellschaft sich über gehörige Tarife nicht einigen konnten. Es ist behauptet worden¹⁾, dass die Transvaalregierung diese (geheime) Zusage als eine Waffe wider Mc. Murdo gebraucht habe, indem sie etwas davon verlauten liess, sobald jener eine Anleihe abzuschliessen versuchte, was dann jedesmal scheiterte. Wenn dies die Wahrheit ist — was eben noch fraglich scheint — so wäre der Transvaalregierung daraus doch gar kein Vorwurf zu machen, denn es war doch nur selbstverständlich, dass sie das Zustandekommen jener Bahn zu verhindern suchte, von der sie mit absolut unannehmbaren Tarifen bedroht wurde.

¹⁾ In der Times vom 27. März 1900.

Und dennoch hat die Transvaalregierung ihre Waffe nie so vollständig gebraucht, wie sie es hätte thun können. Als Mc. Murdo mit seinen unerhörten Tarifen auf der Bildfläche erschien und auf ihnen bestand, da wurde seitens der Transvaal ein anderes Mittel zur Anwendung gebracht: Die Regierung verbot der Nied. S.-A. Eisenbahngesellschaft den transvaalschen Teil der Eisenbahn weiter zu bauen, so lange nicht Mc. Murdo seine Tarife herabgesetzt haben würde. Und ohne Anschluss an das Hinterland wäre Mc. Murdo's Eisenbahn ohne Wert gewesen.

Wenn also in der Delagoabaifrage die Transvaalregierung ausnahmsweise obstruktionistisch aufgetreten ist, so hat sie das, wie wir gesehen haben, nur in der Not gethan. Weit grössere Hemmnisse aber sind eben der Transvaal bereitet worden bei der Ausarbeitung ihres eigenen Entwurfs. So weigerte sich das Haus Rothschild 1892 eine Eisenbahnanleihe zu schliessen, falls das Geld zum Ankaufen der portugiesischen Bahn gebraucht werden sollte.

Es hat eben die Transvaalregierung ihr möglichstes gethan, dem Lande den natürlichen Ausweg zu erwerben. Besonders Präsident Krüger hat sich darum verdient gemacht. Der britische Kapgouverneur Sir Hercules Robinson sagte bei der Eröffnung der Delagoabahn¹⁾: „Meine Herrschaften, es ist diese Bahn nicht nur ein bedeutender Handelsweg, sondern auch ein Anzeichen des Fleisses und der Willenskraft eines einzigen Mannes: Ich selbst muss zeugen von der Entschlossenheit und der Zähigkeit, womit Präsident Krüger, trotz aller Enttäuschungen, an seinen einmal gefassten Entschlusse sich festgeklammert hat. Der Sieg jenes Gedankens und jenes Entschlusses ist es, den wir heute feiern“.

Dass aber die Transvaal sich so leidenschaftlich um die Delagoabahn bekümmert hat, sodass nicht nur ihre Eisenbahnpolitik, sondern ihr ganzes Leben und Streben davon beherrscht wurde, das ist wiederum auf Englands Treiben zurückzuführen. Alle anderen Wege nach der Küste wurden den Buren kurz-

¹⁾ van Oordt, Paul Kruger.

weg verschlossen. Zuerst Natal, das die Buren sich gekauft und nachher mit blutigen Verlusten wider Dingaan verteidigt hatten. Es wurde ihnen weggenommen. Dann die St. Lucia-Bai. Diese wurde ihnen durch die Annexion des Zululandes verschlossen. Darauf der Ausweg gen Westen nach den heutigen deutschen Besitzungen. Abermals kam die englische Sperre: Sobald die Buren versuchten, sich in westlicher Richtung auszubreiten (durch die Gründung der kleinen Staaten Stellaland und Gosenland), wurde ganz Betschuanaland sofort von England annektiert. Endlich war, ausser der Delagoa-Bai, nur noch die Kosi-Bai da, die der Transvaal einen selbständigen Ausweg gewähren konnte und zwar durch Swasiland. Allein auch da bewährte sich Englands hemmender Einfluss. Im Jahre 1889 wurde zwischen dem Präsidenten Krüger und dem englischen Kapgouverneur eine vorläufige Übereinkunft abgeschlossen, wobei dem Burenstaate das Recht gewährt wurde, sich nach der Kosi-Bai eine Eisenbahn zu bauen, aber unter der Bedingung, dass die Transvaal einem Zollvereine mit der Kapkolonie beitreten sollte. Die Übereinkunft wurde jedoch englischerseits nicht genehmigt und auch der Transvaalregierung gefiel sie nicht. Im Jahre 1890 wurde der Transvaalregierung eine neue Konvention vorgelegt, die u. a. bestimmte, dass der Burenrepublik zur Anlage einer Bahn ein Gebietsstreifen in einer Breite von 3 Meilen, bis an die Kosi-Bai, gewährt werden sollte. Allein es wurde dieses Zugeständnis mit solchen onerosen Bedingungen verknüpft — es wurde der Transvaal jede Übereinkunft mit Häuptlingen nördlich oder westlich von ihrer Grenze untersagt und falls sie nicht innerhalb drei Jahre einem Zollvereine mit der Kapkolonie beiträt, so sollte sie auch das Recht auf jenen Streifen Landes verlieren — dass der Volksraad sich anfangs weigerte, solch eine Konvention zu schliessen. Da aber gebrauchte England seine sicherste Waffe: Gewalt. Wenn die Transvaal die Konvention nicht zeichnete, so sollte eine englische Heeresmacht in Swasiland einmarschieren. Also schrieb Sir Henry Loch in seinem Briefe vom 25. Juni 1890¹⁾. Und Transvaal gab nach.

¹⁾ van Oordt.

Nachdem diese Konvention im Jahre 1893 durch eine neue Übereinkunft ersetzt worden war, wobei Transvaal Swasiland erhielt, welche 1895 abermals abgeändert wurde, wurden 1895 Amatongaland samt Sambaansland von England annektiert. Dadurch war die letzte Hoffnung der Transvaal auf einen freien Hafen geschwunden. Sie war nunmehr auf den portugiesischen Hafen angewiesen und es ist allgemein bekannt, wie England sich bemüht hat, auch diesen letzten Weg abzuschneiden, damit es die Buren ganz in seiner Gewalt haben sollte.

Denn dass die Annexion der Kosi-Bai nur aus Feindseligkeit gegen die Buren erfolgte, ist aus einer damaligen Erklärung der „Times of Natal“ ersichtlich: „Sie (die Annexion) wird der Kapkolonie das beste Mittel geben, den Bestrebungen des Präsidenten Krüger nach einem eigenen Seehafen Einhalt zu thun“.

Es tritt also in der ganzen Hafenfrage die kulturfeindliche Haltung, welche England den Buren gegenüber von jeher angenommen hat, zu Tage.

Von übergrosser Bedeutung aber ist das Meer für die Entwicklung eines Volkes. „Es hat mehr als alle übrigen historischen Elemente, mehr als Gebirge und Ströme, mehr als alle vorübergehenden Naturerscheinungen und Naturereignisse auf den Geist der Nationen, auf die Entwicklung der Menschheit gewirkt“¹⁾.

Unablässig also hat England die Buren in ihrer Kultur-entwicklung zurückgedrängt.

Das erste Hemmnis war die Austreibung in die Wüste.

Das zweite Hemmnis bildeten die Angriffe auf die Selbstständigkeit der Buren und auf ihre freie staatliche Entwicklung.

Das dritte Hemmnis war die möglichst vollkommene Abschliessung der Burenstaaten von der Aussenwelt.

Immer und immer in der Geschichte der Buren erscheint England als das Verhängnis, als der Kulturfeind.

¹⁾ Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte.

VII.

In engem Zusammenhang mit der Delagoabaifrage steht die Krüger'sche Eisenbahnpolitik. Ehe wir aber diesem Punkt und einigen anderen Hauptmomenten der Entwicklung der Transvaal näher treten, wollen wir zuerst einen raschen Blick auf die politischen Grundsätze jenes merkwürdigen Mannes werfen, der in den letzten zwei Jahrzehnten die Burenpolitik gemacht und gelenkt hat. Es ist dies von um so grösserer Bedeutung, als die Neigung, sich leicht von führenden Personen beeinflussen zu lassen, einen wesentlichen Zug in dem Charakter der Buren bildet. Daher konnte auch Präsident Bürgers eine ganze Reihe übereilter Neuerungen durchführen, obwohl der Volksraad im Grunde den meisten jener Reformen feindselig gegenüber stand¹⁾. Es ist dieser Zug des Burencharakters vielleicht auf das französische Element in der Blutmischung zurückzuführen. Holländisch ist er jedenfalls gar nicht.

Paul Krüger ist meistens als das Urbild eines Starrkopfes vorgestellt worden. Zweifelsohne haftet ihm der dem Bur angeborene Konservatismus an und wenn es eine Möglichkeit gegeben hätte, das Burenvolk auf jener glücklichen Kulturstufe zu halten, auf der wir es oben gesehen haben, so hätte vielleicht Paul Krüger seine besten Kräfte in dieser Richtung verwendet. Allein er hat mit seinem scharfen, klugen Auge ganz klar gesehen, dass es eine solche Möglichkeit nicht geben könnte. Und da hat er sich dem Laufe der Entwicklung nicht widersetzt, sondern ihn zu lenken versucht. Wiederholt hat er sich bemüht, seine Mitbürger von der Notwendigkeit eines stetigen Fortschrittes zu überzeugen; zahlreiche Reden Krügers liegen vor, aus denen jene kluge, vorsichtige Politik ersichtlich ist.

So sagte er 1887 bei einer Zusammenkunft mit Vertretern der Regierung des Freistaates, „dass die Transvaal wünsche, dass der Freistaat und die Kapkolonie ihren vollen Teil in den eben entdeckten Schätzen haben sollten.“ Und „dass es ihm

¹⁾ van Oordt.

einerlei sei, ob ein Beamter der Republik Deutscher sei, oder Holländer oder Engländer; das Einzige worauf er achtete, sei, ob der Mann ein treuer Diener des Staates oder ein „nichts-nutziger Mensch sei.“¹⁾ Wie wenig Krüger von jener blinden Feindseligkeit gegen England beseelt war, die ihm englischerseits so manchmal vorgeworfen worden ist, geht aus seiner Rede vom 27. Mai 1889 hervor, worin er sagte: „Wir sehnen uns nach einem vereinten Süd-Afrika, sei es unter eigener Flagge oder unter der königlichen“¹⁾. Das sollten, so meinte er — und dadurch zeigte er seinen konstitutionellen, echt parlamentarischen Sinn — die Wähler nur ausmachen. Auch die hohe Bedeutung des Unterrichts wusste er zu schätzen. In seiner Antwort an die Wähler vor der 1883er Wahl betonte er die Wahrheit des biblischen Spruches: „Mein Volk ist ausgerottet worden, weil es ohne Kenntnis war“ und wie darin gleichsam eine Warnung für die Zukunft enthalten sei.

Es ist jener Brief sozusagen ein politisches Glaubensbekenntnis Paul Krügers, das um so grösseren Wert hat, als es aus einer Zeit stammt, wo die Erfahrungen seitens des auserwählten Kulturträgers in der Form der englischen Oberherrschaft jedem Bürger noch frisch im Gedächtnis waren und leicht zu einer Reaktion wider jede weitere Kulturentwicklung hätten führen können. Krüger aber liess sich nicht beirren und hatte sein Auge unverwandt auf den Fortschritt gerichtet. Zwar erklärte er, fest zu halten an dem religiösen Prinzip des Staates, doch innerhalb dieses Rahmens war sein Streben wahrlich fortschrittlich genug. „Entwicklung der natürlichen Hilfsquellen des Landes“ „Schutz des freien Handels“ „Die Förderung der Industrie, deren man so sehr bedürftig war“ „Verbesserung der Verkehrsmittel“ „Einwanderung tüchtiger Arbeitskräfte“ „Urbarmachung des Bodens behufs der Verwertung von Mineralien“ u. s. w.

Nicht war, es klingt dies nicht, wie das Glaubensbekenntnis eines starrsinnigen Konservativen, eines hinterwäldlerischen

¹⁾ van Oordt.

Dunkelmannes? Und doch erschien dieses Wahlprogramm zu einer Zeit, als hinter der Wahlurne noch keine mächtige Ausländerpartei stand, die mittels solcher Verheissungen gewonnen werden sollte. Es waren fast ausschliesslich noch die niet- und nagelfesten und an der Scholle klebenden Buren, an die Krüger sich wandte, ein ganz kleiner Haufen, wie aus dem Wahlergebnis hervorgeht, wobei Krüger 3431, Joubert 1191 Stimmen erhielt. Im Ganzen also nicht einmal 5000 Stimmen. Dass aber der Mann, der solch ein fortschrittliches Programm veröffentlicht hatte, gewählt wurde, das beweist doch wohl, dass schon damals die Buren gar nicht die starren Kulturfeinde waren, wie sie nach Demolin'scher Schablone erscheinen. Und dass ihr Kandidat solch ein Wahlprogramm aufstellen konnte, zeigt, wie wenig derjenige den Mann versteht, der ihm reaktionäre Bestrebungen vorwirft. Es sind die Buren zweifelsohne konservativer Natur, doch sind sie unerschwer für Neuerungen zu haben, wenn man es nur geschickt angreift und sich keinen Eingriff in ihre Freiheiten erlaubt. Und was den Präsidenten persönlich anbetrifft, so ist er eben ein Muster des besten Konservatismus, den es auf der Welt giebt: jenes eigentümlichen Konservatismus eines englischen Tory, der sich eine Weile sträubt, dann aber nachgiebt und zugleich die verlangte Neuerung selbst einführt. Manche der besten Gesetze Englands sind von einer Toryregierung eingeführt worden, nachdem zuvor die Whigs wegen derselben Frage gestürzt worden waren. Es hatten solche Tory-Neuerungen selbstverständlich eben den Vorzug der grösseren Mässigung. Und eben ein solcher Tory, der die Neuerungen, die nun einmal kommen müssen, am liebsten selbst einführt, ist Paul Krüger.

Wir werden nun sehen wie er sein damaliges Wahlprogramm zur Ausführung gebracht hat. Betrachten wir deshalb einige Hauptpunkte desselben.

1.

Die Eisenbahnpolitik.

Die ganze transvaalische Eisenbahnpolitik wird, wie schon bemerkt worden ist, von der Delagoabaifrage beherrscht. Bevor man eine Eisenbahnverbindung mit Kapstadt oder mit Durban gestatten konnte, musste zuerst ein nicht englischer Handelsweg nach der Küste gesichert sein. So hat Krüger es immer gemeint. Und das war doch auch nur selbstverständlich. Die Ablenkung eines Theiles der Verkehrsbedürfnisse des transvaalschen Handels würde das Zustandekommen der Delagoabahn erschwert haben. Dass Präsident Krüger keine andere Politik in der Eisenbahnfrage hätte führen können, ist u. a. anerkannt worden von Sir Donald Currie in einer Tischrede, die er 1888 zu Johannesburg hielt und wenige Monate später auch vom Parlamentsmitgliede Conybear.¹⁾

Dieser Ansicht zufolge wurde im März 1889 in dem ersten Bündnisvertrage, das die Transvaal und der Freistaat mit einander schlossen, unter anderem bestimmt, dass die Transvaal keine Eisenbahnverbindungen mit westlichen oder südlichen Nachbarn gestatten werde ohne die Gutheissung des Freistaates und dass der Freistaat ohne die Zustimmung der Transvaal keine anderen Eisenbahnen erbauen werde, als nur die Linie Colesberg — Bloemfontein (mit Zweigbahn Burgersdorp — Bethulie,) die Linie Kimberley — Bloemfontein (welche jedoch noch nicht erbaut worden ist) und die Linie Ladysmith — Harrismith. Dass Krüger sich dazu verpflichtete, keine Eisenbahnen nach Mafeking und nach Natal anzulegen, war also nur eine unumgängliche Gegenleistung, ohne die er nie vom Präsidenten Reitz die Zugeständnisse erhalten konnte, die er zum Schutze des Delagoabaientwurfes brauchte. Doch hat er auch in der Eisenbahnangelegenheit eine kluge Mässigung an den Tag gelegt. Im Jahre 1890, als die Delagoabahn gesichert war, erklärte er einer Johannesburger Deputation, er habe jetzt gegen eine Verbindung von Johannes-

¹⁾ van Oordt.

burg mit Bloemfontein nichts mehr einzuwenden. Und doch war die Delagoabahn damals noch gar nicht vollendet.

Man hat aber auch im Auge zu behalten, dass es in der Eisenbahnfrage zweierlei Interessenten gab, die inländischen und die ausländischen, und dass diese beiden Kategorien dazu noch unter sich verschiedener Ansicht waren. Von den inländischen Interessenten wollten die einen zuerst die Delagoabahn, die anderen (die Johannesburgur) zuerst die Bahn Johannesburg — Bloemfontein. Von den Interessenten im Auslande wollten die in der Kapkolonie natürlich an erster Stelle die Verbindung in der Richtung — Kapstadt, die in Natal hingegen ebenso selbstverständlich den Tunnel unter dem Langsnek. So war man im Jahre 1894 in der Kapkolonie sehr unzufrieden mit dem Projekte einer Eisenbahn Johannesburg — Charlestown, indem man darin eine Benachteiligung der Kapinteressen erblickte. In der Kapkolonie war man nur auf den eigenen Vorteil bedacht und man gab sich jede denkbare Mühe, zu verhindern, dass die zwischen Pretoria und Kapstadt früher vereinbarten Tarife für die Nied. S. A. Eisenbahngesellschaft revidiert wurden und dass die Natalbahn dieselbe Begünstigung wie die Kapbahn erhielt. Es wurde sogar im November 1894 von den Kapstädter Deputirten ein „Pool“ vorgeschlagen, was jedoch in Pretoria zurückgewiesen wurde. Dass die ganze Kapstädter Eisenbahnpolitik eine rein egoistische war, bei der es sich nur um Lokalinteressen handelte und derer einzige Ursache die alte Erbfehde zwischen Kapstadt und Lourenco — Marques nebst der später hinzugetretenen Eifersucht zwischen Durban und Kapstadt waren, geht auch ganz deutlich aus der Thatsache hervor, dass um die Mitte der 80 er Jahre, als der Handel mit der Süd-Afrikanischen Republik noch nicht viel bedeutete, eine Anfrage von Pretoria aus um Verlängerung der Kapschen Eisenbahnen bis an die Transvaalgrenze in Kapstadt ablehnend beantwortet wurde.¹⁾ Es ist solch eine eigennützigte Eisenbahnpolitik den Behörden der Kapkolonie durchaus nicht übel zu nehmen, nur hätten

¹⁾ van Oordt.

sie dann auch nichts dagegen einwenden sollen, wenn man in Pretoria diesem Beispiele folgte.

Aber nicht von natürlichen Handelsinteressen geboten war die Politik, die England den Transvaalbahnen gegenüber befolgte. Die Bestimmung in der Swasiland-Übereinkunft von 1893, dass die Transvaal ihre Eisenbahnen im Allgemeinen nicht weiter bauen dürfe, als bis an die östliche Grenze Swasilands, ist nur erklärlich aus der feindlichen Gesinnung Englands gegen die Entwicklung der Transvaal und ist daher lediglich als eine obstruktionistische, kulturfeindliche That zu betrachten. Sie gehört in den obigen Rahmen der englischen Hafenpolitik und wurde dann auch zwei Jahre später durch die Annexion Amatongalands und Sambaanslands bestätigt.

2.

Die Konzessionen.

Wenden wir uns jetzt nach einer anderen Seite der Krüger'schen Politik, zu den Konzessionen.

Im Allgemeinen ist festzustellen, dass die Monopol-Politik die einzig mögliche war, um in einem jugendlichen Staate eine Industrie ins Leben zu rufen, deren sie so überaus bedürftig war. „Allerwärts“, sagt von Hellwald, „beginnt die Geschichte mit Monopolen, Privilegien und Bevorzugungen.“ Bei den grossen Schwierigkeiten, welche die ersten Unternehmer in dem Lande natürlich zu erwarten hatten, war es unumgänglich, dass ihnen, wenigstens im Anfang, eine konkurrenzfreie Thätigkeit gesichert wurde. Es ist dies doch nur ein ganz gewöhnlicher, allgemeiner Grundsatz, der überall angewendet wird, wo neue Betriebe entstehen. Durchaus richtig war ausserdem die Aussage des Volksraadmitgliedes A. D. Wolmarans im November 1897 „dass die Konzessionen das Land gerettet hätten“. Denn nach dem Kriege von 1880—1881 waren die Staatsmittel erschöpft, die Bürger konnten damals nicht höher besteuert werden und es lastete auf den Einnahmen des Staates die Schuld an England. Die Einfuhrzölle ergaben sehr wenig. Da musste man auf irgend eine

Weise Geld schaffen und die Konzessionsanfragen waren also äusserst willkommen. Dass man in solchen Umständen den zu erwartenden Nutzen nicht eben knapp bemessen konnte und wollte, ist doch nur selbstverständlich. Die Wahl war kurz, die Not aber gross und drückte schon lange. Es wurden dem Staate dauerhafte Einnahmen gesichert, die fähigsten Unternehmer wurden ins Land gezogen (man schickte sich an, mittelst Preisausschreiben den Erfindungsgeist zu stacheln¹⁾ und für den Bergbau hatte man bald eine beschränkte Anzahl verantwortlicher Personen. Die Folge war denn auch, dass schon im Jahre 1884 der Staat £ 14000 aus den Monopolen erhielt, ohne dass es die Bürger etwas kostete.

Was die nun am meisten angefochtene Konzession, das Dynamitmonopol, anbetrifft, so gab es diesbezüglich noch ganz spezielle Gründe, diese Konzession auch in späterer Zeit noch aufrecht zu halten. Erstens wäre, bei freier Einfuhr, das Dynamit allgemein und billig käuflich geworden, also auch für die Kaffern; und ebensowenig wie man ihnen Feuerwaffen anvertrauen konnte, ebensowenig hätte man es mit einem gefährlichem Sprengmittel thun können. Überdies war das Monopol das einzige Mittel, sich mit Erfolg gegen den europäischen Dynamitring zu verteidigen; hätte letzterer auch in der Transvaal festen Fuss gefasst, so würden die dortigen Grubenbesitzer noch ganz andere Preise für ihr Dynamit zu bezahlen gehabt haben. Und drittens war noch ein hervorragendes Motiv für die Beibehaltung des Monopols vorhanden: Die Sicherung der Unabhängigkeit nach aussen und der Ruhe im Innern; im Kriegsfall wollte man nicht nur des eigenen Pulvers, sondern auch des eigenen Dynamites sicher sein. Auf der anderen Seite aber war es bei der bekannten Gesinnung der Johannesburger zu befürchten, dass die freie Dynamiteinfuhr nicht nur von Kaffern missbraucht werden würde.

Dass der Monopolpreis über dem durchschnittlichen geblieben ist, versteht sich von selbst. Dass er aber nicht so

¹⁾ van Oordt.

unmässig hoch war und überdies bedeutend herabgesetzt worden ist, ist auch englischerseits anerkannt worden.¹⁾

Übrigens handelt es sich, wie es Statham in der „National Review“ betonte, weniger um die Frage, ob das Monopol beibehalten werden sollte, als um die viel reellere, wer das Monopol erhalten sollte. Es macht denn auch einen ganz eigentümlichen Eindruck, von Herrn Lionel Philips zu erfahren,²⁾ dass dem Übel durch die Bildung einer Dynamit-Monopol-Gesellschaft abgeholfen werden sollte. Allein es sollten nur die Grubengesellschaften als Teilhaber zu diesem Monopol zugelassen werden und der Minimalpreis sollte 90 Shilling pro Kiste sein, so lange nicht in drei nach einander folgenden Jahren eine Dividende von 10% erreicht wäre! Es war aber 90 Shilling pro Kiste auch der damalige transvaalsche Monopolpreis, nur der. . . . Maximalpreis!³⁾ Es ist hieraus ersichtlich, dass entweder die Johannesburger Kläger ein rein egoistisches Ziel verfolgten, oder dass die bestehende Gesellschaft ganz erlaubte Preise erzielte.

3.

Die Behandlung der Eingeborenen.

Die Behandlung der Eingeborenen ist ein drittes, sehr wesentliches Element in der Burenpolitik.

Wir haben schon früher aus englischen Erklärungen ersehen, wie die Buren, ihre Sklaven streng aber gerecht und gut behandelt haben. Mit ihrem freien Dienstpersonal ist es selbstverständlich nicht anders gewesen. Sie haben die „Schepfels“, die „Geschöpfe“ wie sie gewohnt sind, die Kaffern zu nennen, immer ohne Willkür und Laune, gerecht und mit Güte, aber mit Strenge behandelt. Wo es nötig war — und das kam häufig vor — haben sie mit eiserner Hand die Schwarzen

¹⁾ The Truth about the Transvaal, gesammelt aus dem „Manchester Guardian.“

²⁾ In dem Berichte der Minenkammer vom Jahre 1894.

³⁾ van Oordt.

zur Ruhe verwiesen — was man ihnen doch kaum als ein Kulturverbrechen vorwerfen kann, während bekanntlich die privilegierten Träger der Kultur, die Engländer, in dem einstigen Zulukriege — also in einem Eroberungs- nicht in einem berechtigten Verteidigungskriege gegen Aufständische — mehr Kaffern getötet haben, als die Buren in einer Reihe von Kaffernaufständen. Weit scheusslichere Verbrechen hat die angelsächsische Rasse den amerikanischen Indianern gegenüber begangen.¹⁾

Die Buren haben die Kaffern immer betrachtet und behandelt als eine minderwertige Rasse, als eine Art Geschöpf das von den Weissen grundverschieden ist. Das mag nun nach unserer Anschauung unrichtig sein, es ist jedoch eine Auffassung, die sich praktisch, als Verwaltungsprinzip, ausserordentlich gut bewährt hat und durch die eine ganze Reihe von Schwierigkeiten mit einem Schlage beseitigt wird. Es liegen manche Zeugnisse vor, aus denen sich ergibt, dass die Art der Kastenregierung, wie sie bei den Buren üblich ist, den Eingeborenen gegenüber die beste ist. So z.B. bezeichnet von Hellwald den Despotismus als „die einzige Möglichkeit, niedrige Rassen zu regieren“. Der bedeutendste Vorzug dieses Systems ist aber wohl dieser, dass es die Blutmischung ein für alle mal verhindert. Auf die grosse Gefahr einer ungleichen Blutmischung für die Zukunft eines Kulturvolkes haben fast alle Kulturhistoriker hingewiesen. Bastian bezeugt²⁾ z. B. dass, wo heterogene Elemente, wie Spanier und Indianer oder Angelsachsen und Neger sich vermischen, „mit Sicherheit voraus zu sagen ist, dass das Ergebnis ein verkümmertes sein wird“. Von Hellwald stellt den folgenden Satz auf, der ganz der Buren-auffassung entspricht: „Die Natur ist und bleibt die grösste Aristokratin, welche jedes Vergehen gegen die Reinheit des Blutes nachsichtslos rächt.“ Und Spencer führt aus³⁾ dass der „halfcaste“ der von der einen Seite die Fähigkeiten

¹⁾ Siehe Kuyper in dem erwähnten Artikel in der „Revue des Deux Mondes“.

²⁾ Mexico.

³⁾ Principles of Sociology.

zu europäischen, von der anderen zu barbarischen Formen vererbt hat, weder in diese noch in jene hineinpasst.

Es thut Not, daran zu erinnern, dass die Engländer auch in dieser Hinsicht der Kultur in Afrika wenig genützt haben. Ihre Missionäre, die sich der schwärmerischen Bewunderung von Exeter-Hall stets sicher wussten, und als „Pioniere der englischen Civilisation“ in die Welt zogen, haben eben manchmal durch ihr übles Beispiel einer Mischheirat sich an der Kultur schwer versündigt. Diese waren es aber, die von jeher wider die „unkultivierten“ Buren am meisten gehetzt haben.

Die „unkultivierten“ Buren aber haben der Kultur besser gedient, als jene bis in den Himmel erhobenen und bewunderten Pioniere von Exeter-Hall. Sie haben die grosse Gefahr geahnt, die der weissen Rasse in Afrika seitens der stark heranwachsenden schwarzen droht¹⁾ und sie haben die Kaffern auf ihre kulturgemässe Stellung beschränkt.

Dass sie aber, wie englische Missionäre und Jingo's behauptet haben, die Schwarzen grausam behandelt hätten, wird durch zwei schlagende Thatsachen genügend widerlegt.

Erstens steht seit Monaten vor aller Welt die Thatsache fest, dass die 900,000 Eingeborenen sich ganz ruhig verhalten haben, während die männliche Burenbevölkerung in weiter Entfernung im Felde stand.

Und zweitens ist nicht zu vergessen, dass die Annexion gewisser Kaffernländer, durch die Buren, z. B. des Swasilandes, vertragsmässig von England gutgeheissen worden ist. Wenn die Kaffern von den Buren wirklich so schlecht behandelt worden wären, so wäre die doch mächtige und civilisatorisch ganz speciell zu diesem Zwecke berufene englische Nation nicht zum Verräther an der Sache der Kaffern geworden.

4.

Die Ausländerfrage.

Bei weitem die wichtigste aller politischen Fragen aber ist die Ausländerfrage: Es ist dies jedoch eine Frage, die in englischem Interesse zu einer ganz unnatürlichen Grösse auf-

¹⁾ S. den oben erwähnten Revue-Artikel Prof. Kuyper's.

gebauscht worden ist. Die Beschwerden der „Ausländer“ hatten gar nicht die Bedeutung, die man ihnen vielfach zugeschrieben hat.

Wir werden auch hier wieder die Rechtsfrage beiseite lassen. Wer über die juristische Zulässigkeit der Stellung der Ausländer näheres wissen möchte, der wende sich an den Revue-Artikel Prof. Kuyper's. In unseren Rahmen passt nur die thatsächliche Behandlung der Ausländer.

Da hat man aber vom Anfang an im Auge zu behalten, dass in diesem Falle eine junge, unerfahrene Nation, die ohnehin mit allerhand Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, auf einmal vor einer überaus schwierigen Frage stand: die Behandlung und die staatsrechtliche Stellung einer massenhaft einströmenden Übermacht und zwar einer solchen vom Schlage der kosmopolitischen Minenbevölkerung. In diesem Sinne ist es auch ganz zutreffend, wenn Auberon Herbert in seinem oben erwähnten Artikel in der „Contemporary Review“ den Aufschwung Transvaals in Folge der Entdeckung der Goldfelder „eine fatale Vermehrung des Wohlstandes“ (a fatal prosperity) nennt. Hätte man es da einer in solchen Fragen noch gänzlich einfachen Regierung übel deuten können, wenn sie den Kopf verloren und sich manchen Fehler zu Schulden hätte kommen lassen?

Es wird denn auch ziemlich allgemein angenommen, dass die Ausländer thatsächlich manchen triftigen Grund zu klagen hatten. Allein wie man die Sache auch besehen mag, einen berechtigten wesentlichen Grund wird man kaum entdecken können. Freilich, wenn man sich in der Ausländerfrage von Herrn Fitzpatrick belehren lässt, dem Schriftführer des Reformausschusses zur Zeit des Jameson Raubzuges,¹⁾ wie dies z. B. Herr M. von Brandt in der „Deutschen Rundschau“ vom Februar d. J. offen eingestand, dann hat man sich selbst verständlich auf eine reiche Beschwerdeliste gefasst zu machen.

Wenn man sich ein Urteil über die Ausländerfrage zu bilden versucht, so hat man doch wohl an erster Stelle

¹⁾ Also einer der Rädelsführer. Sein Buch, „The Transvaal from within“, auf das Herr von Brandt sich stützt, ist von Engländern „eine verbrecherische Arbeit“ genannt worden, indem es einen beträchtlichen Teil der Schuld trägt an dem gegenwärtigen Krieg.

sich die Ausländer selbst anzusehen. Es ist dies aber von den meisten Beurteilern ganz und gar ausser Acht gelassen worden. Wenn man früher von Goldgräbern sprach, sei es von jenen in Kalifornien oder in Australien, da geschah dies durchweg in sehr geringschätziger Weise. Alle Welt wusste aus einer Fülle von Mitteilungen und Erzählungen, dass die Umgebung einer Goldgrube noch schlimmer sei als diejenige eines Seehafens, und dass man sich den Goldgräber als das Mitglied einer rohen, nicht sehr hoch stehenden Gesellschaft zu denken hat.

Nur in Johannesburg wäre plötzlich eine ganz erstaunliche, gar seltsame Blüte der Kultur emporgewachsen: Eine Goldgräbergesellschaft, die eine Ausnahme von der bisherigen Regel machte, indem sie im Allgemeinen aus so tüchtigen, civilisierten und geordneten Elementen bestand, dass sie nicht nur die Behandlung von sesshaften Bürgern zu beanspruchen berechtigt war, sondern dass ihr sogar die Regierung des Staates mittelst der Gleichberechtigung und deren numerischer Mehrheit gebührte.

Allein so überaus verschieden von dem Durchschnittsgoldgräber scheint derjenige Johannesburgs doch nicht gewesen zu sein und die Beschreibung, die nach dem Ausbruch des Krieges von denen, die ihn vor Ausbruch des Krieges als Märtyrer posieren liessen, ist in beinahe verächtlichem Tone gehalten.

Folgendes ist einem Briefe an den „Daily Mail“ entnommen, also dem hyperjingoistischsten Organe Englands:

„Es ist widerlich, wenn man sich erst mit den englischen Offizieren unterhalten hat und dann ein Kapstädter Hôtel betritt. Dort ist man sofort von den reichen Ausländern aus Johannesburg umgeben, die wimmern wie Kinder, wenn sie jammernd erzählen, wieviel sie verlieren werden, wenn die britischen Truppen sich nicht beeilen und die Transvaal nicht erobern, ehe die Buren Johannesburg zerstören könnten. Ich sah hier, wie sie weinten über ihrem Teller bei Tische und wie sie fast vor Schluchzen erstickten, als sie ihren Whisky tranken, ehe sie sich schlafen legten. Das Mount Nelson — das Queen's — und das Grand Hotel — sind von diesen Kaufleuten

und Millionären ganz überfüllt, die sich von dem fetten Teile der Erde nähren, den ganzen Tag hindurch faulenzten und miteinander ausrechnen, wieviel Prozent ihrer Verluste die britische Regierung ihnen bezahlen wird, wenn sie nach der Beendigung des Krieges ihre Rechnung einreichen werden“.

Dies klingt nicht eben schmeichelhaft — aus Freundesmund!

Auch in dem „Manchester Guardian“ ist die Ausländergesellschaft als „ein zusammengewürfelter Haufen von Goldgräbern“ gezeichnet worden („this medley of goldseekers“)¹⁾. Und wie könnte es auch anders sein? Mancher tüchtige, ehrliche und arbeitsame Mann mag sich darunter befunden haben, aber man kann solche Elemente doch nicht heraussieben. Und der grosse Haufen blieb eben „a medley of goldseekers.“ Eine übereilte Zulassung solcher Elemente wäre nicht [nur die Entmündigung der sesshaften, ursprünglichen Bewohner²⁾], sondern auch ein verhängnissvoller, sehr schwerer Fehler gewesen. Es wäre dies nicht nur die Preisgebung der Staatsgewalt überhaupt, sondern ihre Übertragung an ganz fremde, zu ihrer Ausübung durchaus ungeschickte Elemente gewesen. Nirgendwosonst, wo derartige Verhältnisse bestehen, ist denn auch je solch ein wahnsinniger Gedanke zur Ausführung gebracht worden. Neue Staatsgebilde, wie Kanada, Australien, Neu-Seeland englische Kolonien! — „besitzen die Macht, dem Fremden den freien Eintritt ins Land zu versagen und üben jene Macht thatsächlich aus“³⁾. In Klondyke werden denn auch alle Steuern von den Goldgräbern aufgebracht, die ausserdem 10⁰/₀ von dem Bruttoertrage ihres Placers dem Staate zu entrichten haben und in irgend welcher kommunalen oder staatlichen Vertretung gar keine Stimme besitzen. In Maschonaland (Rhodesia) haben die Goldminenbesitzer 50⁰/₀ ihres Gewinnes an den Staat abzutragen. Die Diamantminenbesitzer aber bezahlen gar nichts, denn die Gewinnung der Diamanten ist — Regierungsmonopol⁴⁾

Regierungsmonopol! Wenn die Buren es einmal gewagt

¹⁾ u. ²⁾ The Truth about Transvaal.

³⁾ The Truth about Transvaal.

⁴⁾ The Truth about Transvaal.

hätten, jenen verwegenen Gedanken auch nur auszusprechen.

Und nun gar die Stellung der Ausländer in Australien. Aus einem Artikel Sidney Low's in der „Nineteenth Century“¹⁾ ergibt sich, dass die dortigen Goldgräber genau dieselben Klagen gegen die britische Kolonialregierung führen, wie es die Johannesburgur Goldgräber gegen die Transvaalregierung thaten.

Und zwar ganz genau dieselben! Zu hohe Eisenbahntarife, kein wesentliches Wahlrecht, Unterdrückung seitens der „unwissenden“ Küstenbewohner u. s. f.

Jedoch wurde dies alles in Kanada, Rhodesia und Australien von den Jingo's nicht als Unrecht seitens einer „beschränkten, oligarchischen Regierung“ gebrandmarkt, wie man es der Burenregierung gegenüber gethan hat.

Wenn also die transvaalsche Regierung die Goldgräber, seien sie nun in Thränen aufgelöste Millionärkosmopoliten oder anrühige Abenteurer, als „vaterlandslose Gesellen“, behandelt hätte, so hätten sie in dieser Hinsicht nur das Beispiel ihres englischen Führers in der Zivilisation befolgt. Und es wäre durchaus logisch gewesen. Denn die übergrosse Mehrheit jener Ausländer beabsichtigt selbstverständlich gar keine dauerhafte Ansiedelung, sondern hat sich nur auf eine kurze Zeit, in der so viel als möglich zusammengerafft werden soll, eingerichtet. Sie kommen ins Land mit der Rückfahrkarte in der Tasche. Sie machen lediglich eine längere Reise von ihrer Heimat nach ihrer Heimat via Johannesburg. Daher kommt es auch, dass die meisten „Ausländer“ unverheiratet sind. „Die Bewohner Johannesburgs“, sagt Herr G. Aubert in seinem jüngsten, mit der peinlichsten Unparteilichkeit geschriebenen Werke²⁾, „sind meistens junge Leute, die gekommen sind, um sich ein Vermögen zu erwerben, und die sich entweder noch nicht haben verheiraten können, oder denen es an der Lust dazu fehlt.“ Und Herr Gustave Abel³⁾ erinnert an die Erklärung des Herrn Schreiner, dass in Johannesburg die unverschämteste

¹⁾ Dezember 1899. Es ist dies Zeugnis um so weniger anzufechten,

²⁾ Le Transvaal et l'Angleterre en Afrique du Sud.

als es einem übrigens gut-jingoistischen Artikel entnommen ist.

³⁾ Controverse Transvaalienne par Abel et Christophé.

Prostitution herrscht, dass die Sitten der Ausländer vieles zu wünschen übrig lassen und dass das Familienleben dort gleich Null ist. Herr Garrett, der Chefredakteur der Rhodes'schen „Cape Times“, hat jenes Zeugnis bestätigt. Herr Abel weist ausserdem auf die merkwürdige Thatsache hin, dass der Überschuss der männlichen über die weibliche weisse Bevölkerung in der Transvaal (1898 resp. 166400 und 122350) sich ungefähr deckt mit der Ausländerzahl.

Aber dennoch hat die transvaalsche Regierung jenen kosmopolitischen Agitatoren grössere Zugeständnisse gemacht als sie verdienten. Sie hat mit dem angefangen, was den Goldgräbern am meisten Not that. Sie hat ein Goldgesetz geschaffen, das „allgemein als das freisinnigste der ganzen Welt“ anerkannt wurde.¹⁾ Mit einem Gesetze wider den unlauteren Diamantenhandel ist sie den Wünschen der Kimberley'schen Grubenbesitzer zugekommen, indem sie den Kaffern verbot, die gestohlenen Diamanten auf transvaalschem Boden zu verwerten.²⁾ Den Barberton'schen Goldgräbern versuchte man schon 1886 durch den Bau einer Dampfstrassenbahn entgegenzukommen und indem ihnen eine Summe von £ 10000 zur besseren Verwaltung der Goldfelder zuerkannt wurde. Die Einfuhrgebühren auf Werkzeuge für die Bearbeitung der Minen wurden herabgesetzt. Und was die Steuern betrifft, so hat sich der bekannte „Reformer“ Charles Leonard vor dem Untersuchungsausschusse aus dem Unterhause zu der Erklärung genötigt gesehen, dass er von seinen jährlichen Einnahmen im Betrage von £ 10000 eine Gesamt-Steuer (direkt und indirekt) von höchstens £ 150 bezahlte. In England hätte er allein an Einkommensteuer £ 250 zu bezahlen gehabt. Und indem das Gesamtkapital der Goldminen im Jahre 1895 sich auf £ 37 491 012 belief, war der Ertrag der Gräber- und der Prospectlicenzen (die einzige direkte Steuer) £ 185 711.³⁾ Also eine Kapitalbesteuerung von 0,49⁰/₁₀! Oder,

¹⁾ The Truth about Transvaal.

²⁾ Nur war dieses Gesetz nicht so drakonisch, wie das Kimberley'sche. In Kimberley war das Wort „Eidibi“ (I. D. B., Illicit Diamond Buying) eine Zeit lang ein Schreckenswort.

³⁾ van Oordt.

wenn man nur mit dem Ertrage der Minen rechnen will, so gestaltet sich die Lage wie folgt: Der Ertrag der Minen war 1895 £ 7500000. Die Staatseinnahmen aus den Gräberlicenzen aber (und nur solche Licenzen werden von den produzierenden Minen erhoben), beliefen sich auf £ 43465, also noch nicht ganz 0,6% des Goldertrages.

Wenn also die Herren in Johannesburg sich über die mangelhaften Zustände in der Bergbauindustrie beklagten, so ist dies lediglich auf ihre eigene schlechte Verwaltung und auf die Korruption, die in ihren Kreisen herrscht, zurückzuführen. Es ist dies mit der grössten Klarheit von Herrn E. Roels gezeigt worden.¹⁾ Er hat darauf hingewiesen, wie die Unternehmungen überkapitalisiert worden sind, sodass ungefähr £ 35000000 in den Taschen der finanziellen „Promoters“ stecken geblieben sind; wie durch trügerische Untersuchungen die Goldproben häufiger höher bewertet worden sind; wie bei der Verwaltung verschwenderisch gewirtschaftet wird; wie die „Booms“, die Spekulationen, eine gesunde Entwicklung fortwährend bedrohen, u. s. w. Es wird daher wohl Niemand wundern, dass die Transvaalregierung die Minen, welche sie nach Ausbruch des Krieges in eigene Verwaltung genommen hat, in einem erbärmlichen Zustande angetroffen hat. Die Werkzeuge waren vernachlässigt, das Geld der Teilhaber war vergeudet worden und die Bücher waren gar nicht oder sehr mangelhaft geführt.²⁾

Das allerschönste Zeugnis aber haben die Ausländer sich aus ihrer eigenen Mitte ausstellen lassen. Es ist nämlich eine Broschüre erschienen³⁾ (abgefasst von dem Ausschusse der seit Ausbruch des Krieges in Kapstadt befindlichen

¹⁾ Boers et Anglais. Autours des Mines d'Ordu Transvaal.

²⁾ Bericht in dem „Staatskourant“. Es ist eine französische Übersetzung erschienen: Rapports, adressées au gouvernement de la République Sud-Africaine par les Ingénieurs de l'Etat, dirigeant l'Exploitation des mines d'or: Ferreira Deep, Robinson, Bonanza et Rose Deep.

³⁾ Protest of the Refugee Committee in Capetown against Capitalistic Legislation in the Transvaal. (Es werden mit „capitalistic legislation“ die jetzt von Lord Roberts eingeführten Massnahmen gemeint.)

Transvaalschen Ausländer), die eine heftige und fortlaufende Anklage gegen die Führer in Johannesburg enthält. Es heisst darin u. a.:

„Vor kaum zwanzig Jahren waren die heutigen Rand-millionäre meistens entweder verhältnismässig arm oder doch nur wenig wohlhabend. Allein, indem sie ein gewissenloses System von „market-rigging“ einführten, das ihnen bald die Herrschaft über den südafrikanischen Aktienmarkt sicherte, sowie mittelsteines Kniffes, der „freezing-out“ genannt wird, eine Art finanzieller Boykott, wodurch man sich der Aktien des kleinen Besitzers bemächtigte, sobald er gezwungen worden war, sich seines Aktienbesitzes wegen des niedrigen Kurses zu entäussern — haben sich jene Leute zu den finanziellen Machthabern Süd-Afrikas, die sie jetzt sind, emporgeschwungen. Ihre unermessliche politische Macht haben sie mittelst ihrer Herrschaft über die führenden Organe der Presse, mittelst ihres Einflusses als die grössten Arbeitgeber und im Allgemeinen mittelst ihres beispielelosen Reichtumes erworben.“

Und so weiter, es geht in dieser Weise noch eine zeitlang fort.

Hätten die Johannesburger Märtyrer nicht besser gethan, zuerst vor ihrer eigenen Thüre zu kehren, statt die Hetzereien bis zum Kriege zu treiben?

Man beachte doch stets, dass die ganze Ausländerbewegung nur von einer gewissen Gruppe in Szene gesetzt worden ist. Wie die 21000 Unterschriften auf der bekannten Bittschrift an die Königin gesammelt worden sind, ergibt sich in erbaulicher Weise aus den Mitteilungen, die Präsident Krüger auf der Konferenz in Bloemfontein darüber gemacht hat¹⁾ und die sich auf beeidigte Zeugnisse stützen. Wie unterjocht und unzufrieden die Ausländer sich im Allgemeinen fühlten, geht ganz klar aus der Thatsache hervor, dass keine andere Regierung als nur die englische einen Grund zum diplomatischen Einschreiten gefunden hat und aus jener anderen sehr drastischen Thatsache, dass eine beträchtliche Zahl der Ausländer mit ihren „Unterdrückern“ gegen ihre „Erlöser“ kämpft.

¹⁾ Siehe das „Grünbuch“, das über diese Zusammenkunft handelt.

Es sind denn auch hauptsächlich die Mitglieder der kapitalistischen „Internationale“, die den Lärm geschlagen haben. Der Arbeiter ist mehr oder weniger mit seinem Lohne von über £ 1 durchschnittlich pro Tag zufrieden (wozu noch kommt, dass 80%₀ derselben freie Wohnung haben); denn, obwohl das Leben in der Transvaal teuer ist, lässt sich von solchen Löhnen noch ein schönes Stück Geld ersparen.¹⁾ Es sind diese Löhne, denen nur eine jährliche Steuer von 10 Schilling gegenübersteht — denn in der Transvaal erhebt man die Steuern hauptsächlich von den Reichen — zweimal höher als jene in Kimberley.²⁾ Das gefällt natürlich dem Arbeiter besser, als dem Kapitalisten und Arbeitgeber. Schon aus den Briefen, die der Hauptmann Younghusband seinerzeit an die „Times“ schrieb, konnte man im voraus ahnen, was jetzt geschehen ist: dass manche Ausländer im Kriegsfall an der Seite der Buren kämpfen würden, weil sie vor den Buren Ehrfurcht und Bewunderung hegten, obwohl sie für deren Fehler nicht blind waren.

Mit dem Wahlrecht endlich hat es seine eigene Bewandnis. Als die Flut der Ausländer über das Land zu strömen begann, hat Präsident Krüger alsbald eingesehen, dass dieser gewaltigen Einwanderung unsteter Elemente Einhalt gethan werden müsse. Die Bedingungen für das Stimmrecht wurden erschwert, obwohl es Buren gab, wie Joubert, die der Ansicht waren, dass man „ebenso gut versuchen könnte, den Ozean zurückzuzwingen, als jener Einwanderung zu steuern.“ Zugleich aber wurde eine sehr vernünftige Massregel getroffen, nämlich die Verdoppelung des Volksraads. Der erste Volksraad, für welchen die erschwerten Bedingungen galten, behielt die Hauptgewalt. Der zweite Volksraad sollte sich mehr mit den Angelegenheiten der Minen beschäftigen. Dadurch erhielten die Ausländer thatsächlich, was sie brauchten, denn um die allgemeine Politik des Landes kümmerten sie sich selbstver-

¹⁾ Stead, Are we in the right? — Aubert sagt aus (in L'Afrique du Sud), dass ein Arbeiter in Johannesburg von £ 8 pro Monat bequem leben könne.

²⁾ Flugschrift, herausgegeben von der Independent Labour Party.

ständig wenig oder gar nicht. Wie infolge der Wahlrecht-agitation dennoch die Bedingungen für den ersten Volksraad bis auf 7 Jahre herabgesetzt worden sind (zuletzt hat Präsident Krüger sogar 5 Jahre angeboten), ist bekannt. Es sei hier nur noch erwähnt, dass Rumänien 10 Jahre fordert und Bulgarien sogar 15 (für verheiratete Personen 10 Jahre). England fordert 5 Jahre, allein der Minister kann jede Anfrage ohne Angabe der Gründe abweisen. Und um in den Besitz der Wählbarkeit zu kommen, bedarf es eines besonderen Gesetzes, was aber gar keine so leichte und einfache Sache ist, denn von 1895—1898 ist das Recht, gewählt zu werden, nur drei Personen zuteil geworden.¹⁾ Dazu ist in der Transvaal der Zutritt zur kommunalen und staatlichen Vertretung viel leichter, als in den meisten britischen Kolonien.²⁾

Aber die ganze Wahlbewegung war nur Agitation. Nach dem Kriege von 1880—1881 ist Krügers Anerbieten des vollen Wahlrechts von $\frac{9}{10}$ der englischen Einwanderer abgelehnt worden.³⁾ Und am 10. Juli 1894 schrieb Herr Lionel Philips selbst: „Ich gebe kein Haar um die politischen Rechte . . . und ich glaube auch nicht, dass die Leute hier im Allgemeinen sich darnach sehnen. Was das Wahlrecht betrifft, so glaube ich, dass viele sich darum gar nicht kümmern.“⁴⁾ Und Herr G. Aubert bekundet in seinem so vorsichtig geschriebenen Buche⁵⁾: „Beeilen wir uns aber, hervor zu heben, dass nur ein Teil der Bevölkerung Verbesserungen wünschte, nämlich derjenige Teil, der unter dem Drucke des Herrn Cecil Rhodes und einiger anderen englischen politischen Politiker handelte, deren Lebensaufgabe es seit zwanzig Jahren gewesen ist, in ganz Süd-Afrika die Unzufriedenheit gegen die Buren am Leben zu erhalten.“

Die Ausländer hatten thatsächlich fast alles, was sie mit gutem Recht beanspruchen konnten und noch manches mehr.

1) Kuyper, Revue des Deux Mondes.

2) Dr. G. B. Clark am 7. Februar 1900 im Unterhause.

3) Page Hopps in der Daily News vom 1. Nov. 1899.

4) van Oordt.

5) Le Transvaal et l'Angleterre en Afrique du Sud.

Was noch zu wünschen übrig blieb, hätten sie unschwer erhalten, wie Herr Aubert versichert, wenn nicht Herr Chamberlain die Sache verdorben hätte, welche schon vorher durch den Jameson-Einfall und die Grobheiten der Johannesburger (so z. B. die Beleidigung des Präsidenten am 25. Juni 1894) erheblich getrübt worden war.

Es ist die ganze Ausländerei also bloss ein künstlich gemachtes Ding. Diese Behauptung, die sich auf die obige Darstellung stützt, wird vollständig bekräftigt durch die Aussage eines englischen Ausländers, der jetzt eifrig die Buren verleumdet, einige Jahre vor dem Kriege aber erklärte:¹⁾

„Wir können jetzt ein ausgiebigeres Wahlrecht noch nicht fordern. Die Buren sagen mit gutem Recht: Ihr seid noch nicht lange genug im Lande; wir können noch nicht beurteilen, ob ihr unsere Unabhängigkeit wahren würdet oder nicht; und so lange bis wir das wissen, können wir euch das Wahlrecht nicht erteilen. —

Übrigens giebt es heutzutage sehr wenig Leute in dem Lande, die eine Wahl annehmen könnten. Es ist eine Gruppe da, die sofort emanzipiert zu werden verlangt; damit sie sich laut machen könnte, allein es haben jene Leute keine dauerhaften Interessen in dem Lande. Und Leute, die solche Interessen doch haben, würden, wie gesagt, jetzt keinen Sitz annehmen.“

In der oben erwähnten Broschüre des Kapstädter Ausländerausschusses findet man denn auch das merkwürdige „Bekentnis einer schönen Seele“ über den Zweck des jetzigen Krieges:

„Wir kämpfen, damit in Pretoria eine kleine internationale Oligarchie von Minenbesitzern und Spekulanten an die Gewalt komme.“

Die Behauptung, dass Präsident Krüger versucht habe, die Ausländer fernzuhalten, trifft nur beim Anfang der Einströmung der Fremden zu. Nachher aber, als Krüger sah, wie dem Übel doch nicht zu steuern wäre, hat er, seiner

¹⁾ cf. „Morning Leader“ vom 16. November 1900.

eigentümlichen, klugen Tory-Art gemäss, nachgegeben und nur sein möglichstes gethan, die Bewegung unschädlich zu machen und in das richtige Geleise überzuführen. Der Einwanderung im Allgemeinen aber, der Einwanderung tüchtiger, arbeitsfähiger Leute namentlich, ist er nie abhold gewesen. Und sogar seine Vorgänger, die grossen „Voortrekker“, wie wenig fremdländisch sie auch gesinnt waren, haben eingesehen, wie unumgänglich notwendig die Einwanderung war, sodass schon der ältere Pretorius, der Heros der Burenepopöe, kurz vor seinem Tode den Einwanderungsentwurf Stuarts billigte. Dass man aber am liebsten die Einwanderung solcher Elemente sah, denen man nicht zu misstrauen brauchte, wie Holländer, Deutsche, Schotten, u. s. w., ist doch nur selbstverständlich, wie auch die Bevorzugung der Holländer bei der Ernennung zu öffentlichen Ämtern. Es rührt letzteres durchaus nicht aus einer Willkür des Präsidenten oder gar aus sentimentalischen Gründen her. Die Buren geben ja, wie schon gesagt, viel weniger auf die Stammverwandtschaft als die Holländer und es gab und giebt noch immer eine Partei unter den Buren, die die Holländer um ihre Ämter beneiden und ihnen wenig geneigt sind. Allein Präsident Krüger war aus rein praktischen Gründen auf die Holländer angewiesen, indem er für die leitende Stelle des Staates einige moderne Kultur-elemente brauchte, wozu die Holländer, ihrer linguistischen Befähigung wegen, sich am besten eigneten.

Es könnte noch auf andere Teile der Krüger'schen Politik hingewiesen werden, allein diese sind weniger wichtig und erheblich.

So z. B. die Behandlung der Britisch-Indischen Arbeiter, worüber die „Times“ und Herr Chamberlain sich entrüstet haben. Um was handelte es sich aber? Darum, dass die Leute in Natal so unfreundlich empfangen worden waren, dass sie nach der Transvaal auswanderten, wo man wahrhaftig des farbigen Elementes schon mehr als genug hatte. Herr Frank Watkins, ein Engländer und ein ehemaliges Mitglied des zweiten Volks-

raads, erklärt:¹⁾ „Die Gesetze, die wir hinsichtlich der Britischen Indier gemacht haben, wurden auf die Bitten Johannesburgs hin, unter dem Drucke der Minengesellschaften, angenommen. Sie wurden vom Herrn Loveday unterstützt, der in jener Sache völlig die Ansichten der Ausländer vertrat“.

Auch die Schliessung der „Driften“, der Furten seinerzeit, die zu der Bezeichnung „Isolationspolitik“ Veranlassung gegeben hat, war durchaus berechtigt. Es war dies eine Folge der oben erwähnten Eisenbahnpolitik. Die Transvaal hatte ihre Delagoabahn zu schützen und erhöhte, dem „Pool“ gegenüber, zu dem die Kapkolonie den Freistaat verführt hatte, die Eisenbahntarife von der Grenze bis Johannesburg. Dies wurde seitens der Kolonie damit beantwortet, dass ein Wagendienst eröffnet wurde. Und darauf gebrauchte Präsident Krüger seine Befugnis, einzelne Stellen an der Grenze für die Einfuhr zu bestimmen und die Einfuhr über andere Stellen zu verbieten, was z. B. bei dem Viehhandel zwischen Deutschland und Holland wiederholt geschehen ist. Er schloss die Furten neben der Eisenbahn nach Bloemfontein, aber nur für die überseeischen Erzeugnisse, damit diese Massregel die eigenen Erzeugnisse der Kapkolonie und des Freistaates nicht treffen sollte. Da griff auch London sofort wieder zu dem altbewährten, äusserst einfachen Mittel, einem Ultimatum. Und die Transvaal musste nachgeben.

„Die Schliessung der „Driften“, sagte Dr. Clark am 7. Februar d. J. im Unterhause,“ war keine feindselige That. Die That war berechtigt durch den unzeitgemässen Vorschlag der Kapkolonie, aus den Erträgen der drei Eisenbahnen einen „Pool“ zu machen und die Hälfte davon an die Kapkolonie abzutreten.“

Und P. A. Molteno erklärt: „Die Politik der Transvaal in dieser Sache war sehr wohl zu verteidigen; ihrerseits hätte sie, im Interesse ihrer Eisenbahnen, nicht anders handeln können.“

¹⁾ The Transvaal Question; some views of Mr. Frank Watkins. Herausgegeben von dem Londoner Transvaalausschusse.

Wir sehen also, dass in allen jenen Fragen die Krüger'sche Politik eine durchaus kluge, massvolle und wohlthätige gewesen ist. Von reaktionären oder den Fremden gegenüber unfreundlichen Bestrebungen findet man keine Spur. Es hat denn auch Herr Watkins von ihm erklärt:¹⁾

„Ich stehe nicht an, zu behaupten, dass, wenn man alle die Schwierigkeiten im Auge behält, die er zu bekämpfen hatte, das Urtheil eines unparteiischen Beobachters lauten muss: Es ist erstaunlich, dass er bei alledem doch so viel zu Stande zu bringen gewusst hat.“

VIII.

Wie die Transvaal sich unter der Krüger'schen Politik entwickelt hat, lässt sich am besten in Ziffern ausdrücken.

Im Jahre 1886 belief sich der Etat auf £ 380 400 in Einnahmen und £ 211 800 in Ausgaben. 1890 hatten sich diese Ziffern gesteigert bis resp. £ 1 229 000 und £ 1 531 000 und 1898 bis resp. £ 4 500 000 und £ 4 250 000.²⁾ Dass die Ausländer am meisten an dieser beträchtlichen Zunahme beteiligt sind, steht ausser Zweifel und dass sie den grösseren Teil der Staatseinnahmen aufbringen, sei es in Lizenzen oder in Einfuhrzöllen, darf ebenfalls als sicher angenommen werden. Dem steht aber gegenüber, dass die Steigerung mancher Ausgaben, z. B. für öffentliche Werke und Eisenbahnen, ebenfalls den Ausländern der Hauptsache nach zu verdanken ist. Und jene Ausgaben sind ganz ansehnlich. In dem Etat für 1899, dessen Gesamteinnahmen nahezu £ 4 600 000 betragen, während die Ausgaben etwas mehr als £ 4 400 000 betragen³⁾, belaufen sich die Ausgaben für Öffentliche Werke, Minen und Eisenbahnen insgesamt auf nahezu £ 1 250 000, d. h. 28% der Gesamtausgaben. An öffentlichen Werken allein wird £ 780 000

¹⁾ Federal South Africa.

²⁾ The Transvaal Question.

³⁾ Diese Angaben sind dem Werke des Herrn G. Aubert entnommen: L'Afrique du Sud, und vervollständigt aus seiner kleineren aber späteren Arbeit: Le Transvaal et L'Angleterre en Afrique du Sud.

verausgibt, also 17,7⁰/₀. Erziehung und Unterricht beanspruchen nahezu £ 240000, also 6⁰/₀, Polizei £ 350000, also 8⁰/₀, Post- und Telegraphendienst mehr als £ 340000, also 7,8⁰/₀, Eisenbahnen £ 360000, also 8,2⁰/₀ u. s. w. Dagegen beläuft sich der vielumstrittene Posten für die Landesverteidigung auf £ 341000, d. h. eben so viel als für Post und Telegraphie.

Was nun die bedeutendsten Einnahmequellen betrifft, so waren diese: Einfuhrzölle £ 1100000, also 24⁰/₀, Anteil des Staats aus dem Ertrage der Nied. S. A. Eisenbahn £ 675000, also 15⁰/₀, Prospektier- und Grubenlizenzen £ 473000,¹⁾ also 10,3⁰/₀ u. s. w. Die Minensteuer (5⁰/₀ des Nettogewinnes) belief sich nur auf £ 200000, also 4,3⁰/₀ der Gesamteinnahmen. Der hohe Prozentsatz der Einfuhrzölle ist selbstverständlich, wenn man im Auge behält, dass es in der Transvaal nahezu keine direkten Steuern giebt, sodass ein Ersatz dafür auf indirektem Wege gefunden werden musste.

Ein Vergleich zwischen der Verteilung der Ausgaben über den transvaalschen Etat und über jene der Kapkolonie und Natal's stellt sich für erstere als sehr günstig heraus. Die Ausgaben für Eisenbahnen sind nicht zu vergleichen, indem sie in der Kapkolonie fast ganz, in Natal teilweise, in der Transvaal aber gar nicht im Staatsbetrieb sind. Für die übrigen hauptsächlichsten Ausgaben aber ergibt sich folgendes.²⁾

	Kapkolonie	Natal	Transvaal
Öffentliche Werke	7,5 ⁰ / ₀ der Ges. Ausg. ³⁾	8,0 ⁰ / ₀ d. G. A. ⁴⁾	17,7 ⁰ / ₀ d. G. A.
Erziehung u. Unterricht	3,3 ⁰ / ₀ „ „ „	3,0 ⁰ / ₀ „ „ „	6,0 ⁰ / ₀ „ „ „
Post und Telegraphie	6,8 ⁰ / ₀ „ „ „	6,3 ⁰ / ₀ „ „ „	7,8 ⁰ / ₀ „ „ „
Polizei	6,0 ⁰ / ₀ „ „ „		8,0 ⁰ / ₀ „ „ „ ⁵⁾
Landesverteidigung	3,0 ⁰ / ₀ „ „ „	3,2 ⁰ / ₀ „ „ „	7,3 ⁰ / ₀ „ „ „

¹⁾ Es kamen davon aber £ 202000 an die Besitzer der Grundstücke, worauf prospektiert oder gemutet worden ist.

²⁾ „The Argus Annual“ Angaben von 1895. Der Gesamtetat hat sich seitdem gesteigert, das Verhältnis zwischen den einzelnen Posten aber hat sich nicht wesentlich geändert.

³⁾ Einschliesslich der Ausgaben für Landwirtschaft u. s. f. Ohne diese wäre der Prozentsatz 4.

⁴⁾ Einschliesslich der Ausgaben für Hafenwerke. Ohne diese wären es 6⁰/₀.

⁵⁾ Nicht deutlich angegeben.

Es stellt sich also heraus, dass für Bildungszwecke, Werke im öffentlichen Interesse u. s. w. der Prozentsatz der Ausgaben in der Transvaal höher ist, als in den beiden englischen, sich selbst verwaltenden Kolonien. Hinsichtlich des Postens „Öffentliche Werke und Erziehung“ ist der Unterschied sogar ganz beträchtlich; es wird dafür in der Transvaal verhältnismässig das Doppelte der Ausgaben als in den englischen Kolonien aufgewendet.

Dass die Militärausgaben im Jahr 1899 in der Transvaal (sogar noch die im Jahre 1895) einen niedrigeren Prozentsatz aufweisen als in der Kapkolonie und Natal, wird wohl niemand wundern, wohl aber, dass sie in ersterem Staate noch so niedrig bleiben.

Vergleicht man das Verhältnis zwischen der Länge der Eisenbahnen und der Oberfläche des Landes in der Transvaal und in der Kapkolonie, so findet man fast genau dieselben Ziffern, nämlich in der Transvaal 1 englische Meile Eisenbahn auf 126 Quadratmeilen und in der Kapkolonie 1 englische Meile auf 123 Quadratmeilen. Nur in Natal ist das Verhältnis wesentlich günstiger, nämlich 1 auf 52.¹⁾ Aber diese Ziffern gestalten sich noch ganz anders, wenn man das ganze Gebiet berücksichtigt, welches in Süd-Afrika unter englischer Herrschaft steht. Es gebietet England in Süd-Afrika (wir lassen Pondoland, das von den Kaffern selbst verwaltet wird, aus dem Spiel) über ein Areal von 1619415 Quadratmeilen. Die sämtliche Länge der Eisenbahnen beläuft sich auf 3255 Meilen.²⁾ Das bedeutet also 1 englische Meile Eisenbahn auf nahezu 500 (genau 497) Quadratmeilen. Und es kann hier nicht der Vorwand gebraucht werden, dass der Bau eines grossen Teiles erst vor kurzem stattgefunden hat, denn eben in jenem Teile sind, ausser der Kapkolonie und Natal, die Eisenbahnen gebaut worden und zwar ausschliesslich nach den Goldfeldern Rhodesia's.³⁾ Sonst hat England das

¹⁾ Berechnet aus dem letzten Werke Herrn Aubert's.

²⁾ Aus Aubert und dem „Official Handbook of the Cape and South-Africa“.

³⁾ Siehe über die hastige, mangelhafte Weise, in der die Eisenbahn nach Bulawayo gebaut worden ist, Aubert: „L'Afrique du Sud“.

ganze Betschuanenland, ebenso wie Basutoland, Zululand und Amatongaland ohne eine einzige Meile Eisenbahn gelassen. Nichts ist von England gethan worden, um jene Gegenden (darunter so herrliche, fruchtbare Länder wie Zululand und Basutoland, letzteres „die süd-afrikanische Schweiz“ genannt) mittelst Eisenbahnen dem Weltverkehre und der Kultur zu erschliessen. Und doch hat es schon seit Jahren über jene Gegenden geherrscht, über Betschuanenland seit 1885, über Zululand seit 1879, über Basutoland seit 1871.

Es ergibt sich also, dass die Transvaal, obwohl sie von manchen Umständen (siehe bei der Eisenbahnpolitik den Vertrag mit dem Freistaate und die Beschränkungen englischerseits mit Bezug auf eine Eisenbahn durch Swasiland) an dem freien Ausbau ihres Eisenbahnnetzes gehindert worden ist, doch ein Meilenverhältnis erreicht hat, das jenem der Kapkolonie gleich kommt und das nahezu viermal günstiger ist, als jenes in dem Gesamtgebiete Englands in Süd-Afrika.

England aber war ganz frei in dem Ausbau seiner süd-afrikanischen Eisenbahnen. Allein es hat, ausserhalb der Kapkolonie und Natal's, den Bau seiner Eisenbahnen von der Gewinnung von Gold und Diamanten abhängig gemacht.

Auch in dem telegraphischen Verkehre der Transvaal zeigt sich eine lebhafte Entwicklung. Im Jahre 1893 belief sich die Gesamtlänge des Telegraphennetzes in Süd-Afrika auf 9922 eng. Meilen, (Wegmeilen), davon 1650 Meilen in der Transvaal.¹⁾ Im Jahre 1898 hatte die Transvaal schon 2198 Wegmeilen in ihrem telegraphischen Verkehre.²⁾ Also eine Vermehrung um ein Drittel. Die Zahl der Telegraphenämter hatte sich in derselben Zeit von 41³⁾ bis auf 145⁴⁾ vermehrt, hatte sich also mehr als verdreifacht. Die Zahl der empfangenen oder versandten Telegramme steigerte sich von 1030000 in 1893 auf 1674000 in 1898 (in 1885 nur 18000) und der Ertrag der bezahlten Telegramme von £ 42000 auf £ 66000 (1885 £ 1200).

¹⁾ und ³⁾ „Official Handbook“.

²⁾ und ⁴⁾ Bericht des Telegraphendepartement der Transvaal über 1898.

Ein sicheres Kennzeichen der sittlichen Kulturstufe eines Volkes findet sich in der Kriminalstatistik. Wenn man die Jugendlichkeit der Transvaal und die sehr gemischte, abenteuerliche Art der Einwanderer mit in Rechnung bringt, dann stellt sich die Ziffer der Kriminalfälle als eine sehr befriedigende heraus. Es wird die weisse Bevölkerung jetzt auf 289500¹⁾ berechnet. Im Jahre 1897 wurden wegen schwerer Verbrechen 402 Weisse verklagt²⁾, was also einem Verhältnis von ungefähr 200 auf je 100000 Einwohner entspricht. Es lässt sich die Kriminalstatistik in verschiedenen Staaten wegen des verschiedenen Strafmasstabes nur sehr oberflächlich vergleichen und so bedeutet es eigentlich nicht viel, wenn man weiss, dass die Zahl der Verurteilten in Deutschland im Jahre 1897 sich auf 1199 pro 100000 (strafmündige über 12 Jahre) Köpfe der Bevölkerung belief.³⁾ Immerhin aber erscheint der Kriminalsatz in der Transvaal sehr niedrig, zumal wenn man sich den schlimmen Einfluss vergegenwärtigt, den die Einwanderung eines abenteuerlichen Elements, wie die Goldgräber u. s. w. ausüben muss. Wenn man im Auge behält, dass im Jahre 1898 von den 1166 Verhafteten, 874 dem Johannesburger Kreise angehörten,⁴⁾ so wird man sich einigermaßen denken können, in welchem überwiegenden Masse der „zusammengewürfelte Haufen von Goldgräbern“ an dem Kriminalsatze beteiligt ist. Es ist überdies bekannt, dass schon das moderne Kulturleben die Tendenz hat, die Zahl der Verbrechen zu steigern.

Sehr günstig unterscheidet sich die Republik durch ihre Einfuhrtarife. Es wird ein allgemeiner Zoll von $7\frac{1}{2}\%$ ad Valorem, erhoben⁵⁾ was wohl dem europäischen Schutzzollsystem gegenüber sehr mässig zu nennen ist und gar für einen Staat, der in den Einfuhrgebühren die Hauptquelle seiner Einnahmen hat. Dazu kommt zwar auf verschiedene Waren ein Sonderzoll,

¹⁾ Transvaalscher Staatsalmanak von 1899.

²⁾ „Crimineele Statistiek“ über 1897.

³⁾ Die Zahl der Verurteilungen von Weissen und Schwarzen wird in der transvaalschen Statistik leider zusammen geworfen.

⁴⁾ Polizeibericht über 1898.

⁵⁾ Staatsalmanak 1899.

der aber für die Genuss- und Lebensmittel (Fleisch, Zwieback, Eier, Gemüse, Schinken, Mehl, Weizen, Speck, Butter, Käse, Kaffee, Reis, Vieh u. s. w.) aufgehoben worden ist, damit die unteren Schichten der Gesellschaft weniger belastet würden, was auch thatsächlich erreicht worden ist.¹⁾

Ausserdem aber ist von dem festen Satze von $7\frac{1}{2}\%$ für alle Werkzeuge u. s. w., kurz für alles, was die Minenindustrie bedarf, eine Ausnahme gemacht. Davon wird nur $1\frac{1}{2}\%$ ad Valorem erhoben.²⁾

Auch in Angelegenheiten des Unterrichts zeigt sich ein steter Fortschritt. Von 1893 bis 1898 hat sich die Zahl der subventionierten Schulen, aber besonders die Zahl der Schüler ganz erheblich gesteigert, letztere nämlich um $129\frac{1}{2}\%$. Die Kosten pro Schüler vermehrten sich um 47% ³⁾ und beliefen sich (d. h. nur die Regierungssubvention) auf den ungeheuren Betrag von £ 6 14 Sh. 1 D. pro Schüler⁴⁾, also reichlich 134 R.-M. In Preussen kostet jeder Schüler auf den Volksschulen nur 7,76 R.-M. Es ist in Afrika eben alles teurer, aber aus der Thatsache, dass die Kosten pro Schüler sich weniger stark vermehrten, als die Zahl der Schüler selbst, geht hervor, dass auch auf diesem Gebiete ein natürliches, umsichgreifendes Billigerwerden sich fühlbar macht.

Die Zahl der Schulen, obwohl scheinbar gering, ist gross im Verhältnis zur Bevölkerung. Es steht den 457 Elementarvolksschulen der Transvaal eine Bevölkerung von rund 289000 Weissen gegenüber, so dass also 1 Schule auf 632 Einwohner kommt. In Preussen aber und bei dessen musterhaftem Unterrichtswesen, kommt 1 Schule auf je 915 Einwohner.⁵⁾

Übrigens werden von der Regierung Stipendien ausgereicht, es wird eine höhere Schule in Pretoria gehalten, weiter eine Staatsmusterschule, eine Minenschule u. s. w. und für die Subvention der Schulen wird nur gefordert, dass die Beschaffen-

1) Bericht des Generalinspektors der Einfuhrrechte über 1898.

2) Staatsalmanak.

3) Bericht des Unterrichtsdepartements über 1898.

4) Bericht des Unterrichtsdepartements.

5) Aus den Angaben in Meyers Konversationslexikon.

heit des Unterrichts genügend sei. Sonst könne man es halten wie man will. Man hat sogar den „Ausländern“ den Gefallen gethan, auch ihre Schulen zu subventionieren, selbst wenn der Unterricht daselbst nicht in holländischer Sprache gegeben wird. Ja sogar sind den Ausländern — und zwar nur den Ausländern! — Schulen von der Regierung gebaut worden. Nur soll der holländische Sprachunterricht auf dem Lehrplane vorkommen.¹⁾

Und glänzend ist das transvaalische Unterrichtswesen auf der Pariser Ausstellung mit seinen zwei höchsten Unterscheidungen hervorgetreten.

Schliesslich sei noch in Ziffern angegeben, in welcher günstigen Lage die Krüger'sche Politik die Transvaal in finanzieller Hinsicht gebracht hat. Es belief sich 1893²⁾ die Staatsschuld der Transvaal (städtische Schulden gab es gar nicht) auf £ 7 000 000, so dass bei einer damaligen weissen Bevölkerung von 160 000 Köpfen £ 44 auf den Kopf kamen. Um dieselbe Zeit aber betrug die Staatsschuld in der Kapkolonie £ 65 per Kopf und in Natal sogar £ 163. Es sei jedoch hervorgehoben, dass die Schuld meistens zum Eisenbahnbau, also zu produktivem Zwecke gemacht worden war. Aber wie wir es oben gesehen haben, ist in der Kapkolonie nicht mehr für Eisenbahnbau gethan worden, als in der Transvaal.

Und so haben die Buren links und rechts, mit allen Kräften sich angestrengt, sich ihrer riesigen Aufgabe gewachsen zu zeigen. Den Wünschen der „Ausländer“ sind sie zuvor gekommen, soweit sie es nur konnten, wie wir es in mancher Hinsicht schon gesehen haben. So wurde der Stadt Johannesburg ein Stadtrat gegeben, es wurde die vielfach angefochtene Prokuration (Stimmenvertretung im Volksraad) beseitigt, die Gesetzgebung hinsichtlich der Sonntagsruhe wurde auf Ersuchen der Minenbehörden gemildert und auch in der Frage der „Bewahrstellen“ (Bewaarplaatsen) gab der erste Volksraad dem zweiten nach.

¹⁾ Staatsalmanak.

²⁾ Die Ziffern sind dem „Official Handbook“ entnommen, das aber nicht weiter als bis 1893 geht.

Es erübrigt nur noch, dieser flüchtigen Skizze der transvaalschen wirtschaftlichen Verhältnisse einige Punkte besonderer Art hinzuzufügen.

Man hat der transvaalschen Regierung Korruption vorgeworfen. Es wäre vielleicht genügend, darauf hin zu weisen, wie es z. B. Theal gethan hat, dass, wenn wirklich in der Transvaal eine so grosse Bestechlichkeit herrschte, die Opposition der Millionäre sofort hätte verschwinden müssen. Denn in einem solchen Falle wäre ihnen ja Alles und Jedermann käuflich gewesen. Aber hören wir auch noch einmal, was Herr Frank Watkins, das ehemalige englische Mitglied des Zweiten Volksraads, über diese angebliche Bestechlichkeit sagte.¹⁾ Es waren 22 Mitglieder des ersten Volksraads dieses Vergehens bezichtigt worden. Eine Untersuchungskommission wurde ernannt (auf Veranlassung des Herren Watkins) und die Angeklagten wurden freigesprochen. Und wie verhielt es sich denn eigentlich? „Es war die Klage erhoben worden“, sagt Herr Watkins, „eben von den Leuten, die versucht hatten, die Buren zu bestechen, aber denen es misslungen war. Sie hatten eine Summe von £ 25000 zu diesem Zwecke gesammelt, um mittelst dieses Geldes ein gewisses Gesetz durchzutreiben. Allein es gelang ihnen nicht und daher die Enttäuschung und Entrüstung.“

Ferner: Präsident Krügers Einkommen. Zweifelsohne ist £ 7000 jährlich eine ansehnliche Summe, allein man darf doch nicht übersehen, wie ungleich teurer das dortige Leben ist, als in Europa. Wenn man sieht, wie Sir Alfred Milner's Einkommen das Krüger'sche etwa um die Hälfte übersteigt,²⁾ so erscheint der Gehalt des transvaalschen Präsidenten für ein Staatsoberhaupt mit repräsentativen Pflichten gar nicht übertrieben.³⁾

Die öffentliche Sicherheit in der Transvaal ist ebenfalls beanstandet worden. Wir haben schon gesehen, wie hoch die

¹⁾ The Transvaal Question.

²⁾ Controverse transvaalienne par Abel et Christophe.

³⁾ Im Jahre 1893 hat Präsident Krüger aus freien Stücken den Volksraad ersucht, sein Gehalt von £ 8000 auf £ 7000 herabzusetzen.

Ausgaben für die Polizei sind, und wie verhältnismässig niedrige Ziffern die Kriminalstatistik aufweist. Wer sich über die vom Minister Chamberlain dick aufgebauchten Fälle Edgar Appleby u. s. w. des näheren belehren will, der wende sich an den erwähnten Artikel Prof. Kuypers in der „Revue des Deux Mondes“ oder an die transvaaler Broschüre „A Century of Injustice“ und (für den Fall Appleby) an die Flugschrift des Manchester-Komitee's „The Truth about Transvaal“. Es geht aber aus unparteiischen Aussagen ganz deutlich hervor, dass die Sicherheit in der Transvaal mindestens eben so gross ist, als in unseren europäischen Kulturcentren. In dem Briefe Selous' an die Times wird gesagt, dass nur die Ausländer (eben die Leute, die über Unsicherheit klagen) der Polizei viel zu schaffen machen. Und in „The Truth about Transvaal“ heisst es: „Es findet sich in den bewiesenen Thatsachen nichts, woraus erhellt, dass ruhige und ordentliche Leute an dem Rand sich nicht thatsächlich einer vollkommenen Sicherheit der Person und des Eigentums erfreuen.“

Und W. Y. Campbell, der stellvertretende Vorsitzende der Johannesberger Minenkammer erklärte 1894: „Ein englischer Auswanderer findet in der Transvaal eine ebenso grosse Sicherheit als in seinem eigenen Lande“.¹⁾

Ähnliches gilt von der Gedankenfreiheit. „Die Redefreiheit in der Transvaal“ erklärte Dr. G. B. Clark in seiner Parlamentsrede, „ist viel grösser als die unsrige hier.“ Und: „Es giebt kein Land auf Erden, Frankreich sogar mit inbegriffen, woselbst eine grössere Freiheit der Presse herrscht, als in der Transvaal.“ Zudem heisst es in „The Truth about Transvaal“: „Das Verhalten der transvaalschen Regierung ist im Allgemeinen auf die äusserste Freiheit des Redens und des Schreibens gerichtet gewesen.“

Entgegenkommend hat die Regierung sich noch in manch anderer Hinsicht den „Ausländern“ gegenüber verhalten. Die Eisenbahntarife z. B. sind herabgesetzt worden. Allerdings sind diese Tarife noch sehr hoch, allein es ist dies in ganz

¹⁾ „Morning Leader“ vom 16. Nov. 1900.

Süd-Afrika selbstverständlich. Herr Aubert sagt von den kapkolonischen Tarifen, wie von den süd-afrikanischen Eisenbahntarifen im Allgemeinen, sie seien höher als irgendwosonst in der Welt.

Es wird uns also deutlich, dass die Transvaalregierung Alles mögliche gethan hat, die Ausländer zu befriedigen. Was noch in der Entwicklung dieses kräftigen, jugendlich-frischen, rasch aufstrebenden Volkes zu thun übrig blieb, wäre ohne äussere Gewalt ganz von selbst zu Stande gekommen.

Denn wir haben hier kein träges, am Aussterben nahes oder schlaffes Volk vor uns, sondern ein urkräftiges, physisch und geistig hervorragendes Kulturelement. Ein Volk, das jetzt noch in seiner natürlichen Entwicklung durch abnorme Umstände (die Goldfelder, die Ausländer und die Kriegsgefahr) gestört worden ist, das aber das Zeug zu einem hohen Aufschwung die Hülle und Fülle besitzt. Hier befindet man sich auf einer „hoffnungslachenden und verheissungsgrünen Insel inmitten der afrikanischen Wüste“ wie ein portugiesischer Schriftsteller sagt,¹⁾ die aber auch in ihrer Verschiedenheit der Bodengestaltung und der Flora jeder Kulturentwicklung günstig ist.²⁾ Da ist die ausserordentlich starke Vermehrung der Bevölkerung (1814 gab es ungefähr 30000 Buren in Süd-Afrika, jetzt giebt es deren mehr als 500000). Da ist ihre Religion, eine Religion, die in der Geschichte Grosses geleistet hat. „Der Calvinismus war der Glaube der französischen Hugenotten, der schweizer Protestanten, der holländischen Patrioten, des schottischen Volkes, der englischen Puritaner und der Ansiedler in Neu-England. Es waren diese Völker die Pioniere der politischen Freiheit.“³⁾ Da sind die häufigen Kriege, die sie während der Jugendzeit ihres Staats zu führen gehabt haben und die eben in jener Zeit anregend auf die Entwicklung wirkten.⁴⁾ Da ist ihre Blutverwandschaft die „der einzig mögliche Grund für gemeinsames politisches Zusammenwirken

¹⁾ Van Deventer, „La Hollande et la Baie-Delagoa“.

²⁾ Cf. Herbert Spencer, „Principles of Sociology“.

³⁾ Rogers, „The Story of Holland“.

⁴⁾ von Hellwald, Kulturgeschichte.

ist.“¹⁾ Da ist so mancher Charakterzug, ihre Mässigkeit, ihre Klugheit, ihr Mut,²⁾ ihre Wissbegierde, die ein so wesentliches Kulturelement ist³⁾ und von der nicht nur Herr Roels erzählt⁴⁾, und endlich ihre Zufriedenheit und ihre Toleranz. Sogar ihre anfängliche Starrheit war ein günstiges Moment: „Die Starrheit der anfänglichen Zustände ist nicht zu beklagen; sie wirkt wohlthätig auf das fernere Leben der Völker.“⁵⁾

Und jedenfalls hat jene Starrheit längst angefangen sich zu vermindern. Wir haben den raschen Flug gesehen, in welchem dieses Volk sich entwickelt. Dass es, nachdem es eine so gehässige Feindseligkeit seitens Englands über sich ergehen lassen musste, in seinen hauptsächlichsten Lebensäusserungen noch nicht den unsrigen gleichkommt, ist das ihm übel zu deuten oder England? Sprungweise hat sich noch keine gesunde Zivilisation entfaltet und wir haben alle einmal auf einer weit tieferen Stufe gestanden. Erinnern wir uns nur, dass auch die Vorfahren der europäischen Völker einst Kannibalen waren⁶⁾ und bedenken wir, dass „die Arbeiter am Giebel eines Hauses nicht mehr wert sind als die Arbeiter an den Fundamenten.“⁷⁾ Manche Kulturerscheinung, die uns jetzt selbstverständlich erscheint, besteht doch nur seit verhältnismässig kurzer Zeit in den am höchsten entwickelten Ländern. Erst im Jahre 1824 erhielt der Engländer die Reisefreiheit.⁸⁾ Und die Gleichberechtigung der Sprachen, um die die „Ausländer“ in der Transvaal so überlaut schreien, ist von England den Buren in der Kapkolonie — also der ursprünglichen Bevölkerung — erst in den Jahren 1882 und 1884 gewährt worden. Und sogar heutzutage noch ist die Gleichberechtigung

¹⁾ von Hellwald.

²⁾ Herr Conan Doyle, der übrigens gar kein Burenfreund ist, bekundet in seinem Buche „The Great Boer War“: „Es giebt keine tapferen Leute auf der Welt“.

³⁾ Spencer, „Principles“.

⁴⁾ Boers et Anglais. Autour der mines d'or du Transvaal.

⁵⁾ von Hellwald.

⁶⁾ Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte.

⁷⁾ von Hellwald.

⁸⁾ Siehe u. a. Spencer.

schäftigen. Man sehe sich doch nur einen Augenblick in der Vergangenheit und in der Gegenwart um. Waren die Athener schon höher zivilisiert als die Perser, als sie letztere schlugen? Oder standen die Germanen vom Teutoburger Walde zivilisatorisch höher als die Römer? Oder die Niederländer in ihrem Kampfe mit den Spaniern? Die Schweizer, die sich Österreichs erwehrt? Die Mongolen, die sich über die Russen herwarfen? Sind die Armenier den Türken zivilisatorisch unterlegen? Die Amerikaner des vorigen Jahrhunderts „standen nahezu auf derselben Kulturhöhe wie heute die Buren“¹⁾, und wussten doch über England zu siegen. Die Polen waren den Russen an Bildung weit überlegen, und wurden von letzteren doch unterjocht. Und wo, auf wessen Seite, ist die höhere Kultur in dem Kampfe Russlands mit Finnland? Und wie war das Ende?

Für die Demolin'sche Behauptung wäre jede andere Bezeichnung gut, nur nicht die eines „Gesetzes“.

Aber Herr Demolins und seine Jünger sind auf Abwege geraten. Vom Darwinismus sind sie nämlich ausgegangen. Allein sie haben falsche Konsequenzen gezogen. Hätten sie den darwinistischen Faden nur konsequent und systematisch festgehalten, so wären sie wenigstens bei einem richtigen, erprobten Naturgesetz angelangt, an einem Gesetz, das nicht an sprechenden Thatsachen sofort zerschellen würde.

Von Hellwald, der sich in seinen Werken auch zum Darwinismus bekennt, und zwar zu einem sehr strengen, hat das Gesetz, nach dem Herr Demolins vergeblich herumgetastet und das er auch nicht gefunden hat, in der einzig richtigen, erprobten Form ausgesprochen, indem er behauptete²⁾, dass auch in dem Leben der Völker „die Schwachen aufgerieben werden“ und dass „die Vernichtung der schwächeren Nationen durch die stärkeren ein Postulat des Fortschrittes sei“.

Das ist eben der richtige Gegensatz. Schwach und stark. Nicht gebildet und ungebildet. Welch' einem verschrobenern, verzerrten, durchaus ungesunden Neodarwinismus gehört

¹⁾ von Hellwald.

²⁾ Zur Geschichte der germanischen Rassen.

letzterer Gegensatz an! England aber hat sich so getreue Freunde und Kunden erworben, dass es viele sonst einsichtsvolle Kreise zu solch' wunderlichen Seitensprüngen veranlasst. Zwar gehört Herr Demolins sicherlich zu diesen einsichtsvollen Kreisen; er ist aber zum Sklaven der englischen Erziehungsmethode geworden, denn er betrachtet nun alle Thaten Englands vom Standpunkt des Criquet- und Tennisspieles.

Wenn wir nun aber diesem richtig gestellten Kulturgesetze näher treten, so drängt sich sofort, selbst in dem Hellwald'schen Dogma, eine Einschränkung auf. Von Hellwald weist nämlich darauf hin, wie man in der Anwendung dieses Gesetzes vorsichtig sein müsse, indem öfter verschiedenartige Umstände den scheinbar Schwächeren zum wirklich Stärkeren machen. Wer nun in Süd-Afrika der wirklich Stärkere ist, hat sich doch noch erst zu zeigen. Vorläufig hat es noch nicht den Anschein, als ob England auch fernerhin als solcher vor uns stehen wird.

Sodann aber drängt sich doch auch die Frage auf, ob wirklich ein freies Walten jenes Gesetzes von der Herrschaft des Stärkeren immer im Interesse der Kultur sei.

Und da verlieren die Verteidiger des unbeschränkten Völkerdarwinismus doch ein Ding aus dem Auge, nämlich, dass sie mit ihrer Forderung des freien Waltens des Naturgesetzes eben mit unserer ganzen modernen Kultur in regelrechten Widerspruch kommen. Sowohl auf sozialem, wie auf hygienischem Gebiete wird heute der Schwächere sorgfältig gepflegt und geschützt. Nicht nur wird im Leben erhalten, was augenblicklich schwach aber sonst gesund ist und was zuerst nicht als sehr lebenskräftig scheint, aber lebenskräftig werden kann, sondern auch alles was lebt, sei dies nun einmal unabänderlich schwach und elend, ja absolut lebensunfähig, wird mit peinlichster Sorgfalt im Leben erhalten, eben weil es nun einmal lebt, wiewohl es auch einem viel kräftigeren Element den Platz versperren kann.

Wenn man nun auch diese äusserste Ehrfurcht vor dem Leben des Einzelnen nicht auf ganze Völker übertragen will, ist es dann auf der anderen Seite logisch, zu behaupten, dass

bei den Völkern eben eine entgegengesetzte Regel herrscht? Dass man den Schwächeren immer dem Stärkeren überlässt? Gebietet nicht die gesunde Vernunft, dass man den Missbrauch zeitweiliger, nicht inherenten Schwächen seitens der Stärkeren nicht zulässt? Immer wieder sei es hervorgehoben: Was nicht ist kann noch werden. „Manche Völker brauchen eine lange Entwicklungsfrist, andere steigen hoch in kurzer Zeit; nicht die Frucht, die am schnellsten reift, ist stets die schmackhafteste“. Es ist wieder von Hellwald der dies sagt und in dem gleichen Sinne schliesst: „Darum ist das Tadeln gewisser Gesittungsphasen, deren jede ihre notwendige Berechtigung besass, so ungeheuer sinnlos“. Und er zeigt wie grosse Vorzüge Russland in kultureller Beziehung besitzt und welch' eine grosse zivilisatorische Zukunft es hat, obwohl es wegen des Mongoleneinfalls zeitweilig rückständig blieb — dasselbe hemmende Moment, das den Buren bei ihrer Staatenbildung entgegentrat.

Und es ist eben einer der grössten Propheten, eigentlich der leibhaftige Vater des Völkerdarwinismus gewesen, der zwar den Darwinismus auf das Leben der Völker bei freiem Walten der Naturgesetze angewandt, zugleich aber sich geweigert hat, die Notwendigkeit oder gar die Zweckmässigkeit eines solchen freien Waltens anzuerkennen. Herbert Spencer blieb sich völlig gleich, als er sich den englischen Protestlern wider den Krieg anschloss, wie auch, als er in der „Contemporary Review“ erklärte: „Ich habe unaufhaltsam die Abänderung aller Gesetze, die Unrecht bringen, oder die den Unrechtmässigkeiten zwischen Individuen oder zwischen Völkern nicht steuern, beantragt“.

Es möge zuletzt in dieser Hinsicht noch an eine Erklärung Friedrich Lists erinnert werden¹⁾, der den Verdiensten Englands die höchste Bewunderung zollte, aber dennoch sagte: „Wir haben . . . zu zeigen, dass die Kultur der Menschheit nur aus einer Gleichstellung vieler Nationen in Kultur, Reichtum und Macht hervorgehen können — dass, wie England selbst aus einem barbarischen Zustand sich auf seine jetzige

¹⁾ In dem „Telegraph für Deutschland“, Juli Mitgeteilt in der „Gesellschaft“ vom 1. Februar 1900.

Höhe emporgeschwungen, anderen Nationen die gleiche Bahn offen stehe — und dass zur Zeit mehr als eine Nation berufen sei, nach dem höchsten Ziel der Kultur, des Reichtums und der Macht zu streben“.

Also ist, auch wenn man die Überlegenheit der Engländer zugeben wollte, eine Unterjochung der Buren kulturgesetzlich nicht zu rechtfertigen.

X.

Und jene Überlegenheit, steht sie denn schon fest?

Wer ist sie denn, die Nation, die für sich das Monopol der höchsten Kultur beansprucht? Ehe man Englands Recht verteidigt — wir sprechen nicht von dem juridischen, sondern nur von dem kulturgeschichtlichen Rechte — die Buren als Kulturführer in Süd-Afrika zu verdrängen, sollte man doch zweier Thatsachen sicher sein. Erstens, dass unter allen Völkern der heutigen internationalen Gesellschaft eben das englische das am meisten dazu berufene sei, die Kulturmission der Buren zu übernehmen. Und zweitens, dass die Kultur des gegenwärtigen Englands bedeutend höher stehe, als die der Buren.

Nun wird allerdings niemand bestreiten können, dass England in zivilisatorischer Hinsicht eine glänzende Vergangenheit hinter sich hat. Nur sollte man sich über die Beschaffenheit des englischen Kulturverdienstes nicht täuschen. Wenn wir sehen, wie List in der oben erwähnten Skizze den Satz aufstellt: „Unermesslich gefördert in ihren Fortschritten ward die Welt durch England“ und darauf folgen lässt: „Allen Nationen ist es Vorbild und Muster geworden . . .“ so kann Jedermann diesem Ausspruche unbedingt beistimmen, insofern er sich auf die „innere Politik“ bezieht, auf die „grossartigen Erfindungen und Unternehmungen aller Art“ und auf die „Vervollkommnung der Gewerbe und Transportmittel“. Denn darin eben hat England seine Kulturmission gezeigt, nicht in einer direkten apostolischen Arbeit, wie Frankreich, das hinausstürmte in die Welt, um allen Völkern die Freiheit zu bringen, die es selbst eben errungen hatte, sondern indirekt, durch

sein hervorragendes politisches und wirtschaftliches Leben, dass eben allen Völkern ein leuchtendes Vorbild wurde. Aber wenn List nun auch die direkte Kulturarbeit der Engländer ausserhalb der Grenzen ihres Landes als Vorbild aufstellt, so können wir ihm hier nicht beistimmen. Gewiss, Reichtümer hat England geschaffen und neue Wege hat es dem Welthandel eröffnet. Damit aber ist Englands direkte Kulturmission erschöpfend charakterisiert. Jene direkte Arbeit hat sich lediglich auf den Handel beschränkt. Was darüber hinausgeht, die ethischen und philanthropischen Verdienste, mit denen die Angelsachsen sich so gerne brüsten, das ist nur trügerischer Schein. England hat den Völkern, die sich seinem Willen gefügt haben, ein ruhiges, mehr oder weniger wohlhabendes Dasein gewährt. Glänzende Leistungen aber hat er sich während seiner Herrschaft über jene Völker, gehörten sie nun der eigenen oder einer fremden Rasse an, nicht aufzuweisen. Man lese nur nach (in dem IX. Hefte der Deutschen Rundschau v. J.), welche schwere und unverzeihliche Mängel ein so englandfreundlicher Autor wie Herr von Brandt in der Verwaltung Indiens aufdeckt. Ein viel düstreres Gemälde aber hat ein anderer Gewährsmann entworfen, A. Filon¹⁾, der sich von den Indern belehren liess, und von ihnen den Eindruck erhielt, dass alles, was England in Indien thut, nur geschieht, um sich zu bereichern und dass Indien von England thatsächlich ausgesaugt wird, eine Behauptung, die, wie der Verfasser bemerkt, schon vor zwanzig Jahren von Lord Salisbury aufgestellt worden ist. Man sehe sich doch einmal die Berichte an über die entsetzliche Hungersnot, die England in Indien herrschen lässt, indem es seine Geldmittel lieber auf den südafrikanischen Krieg verwendet. Herrschen lässt, sagen wir, denn der Teil der Bevölkerung die in irgend einer Weise unterstützt wird, beläuft sich noch nicht ganz auf 6⁰/₁₀, während in der Versammlung des indischen Rates die wirklich hungernde Bevölkerung auf 40 000 000 geschätzt wurde, und die, welche zwar nicht gerade hungert, aber doch in dürftigen Umständen ist, auf weitere 21 000 000! Es

¹⁾ „Revue des Deux Mondes“ vom 15. Nov. 1899.

wird dies auch niemand Wunder nehmen, der weiss, dass eine Hungersnotkasse, die für solche Zeiten beabsichtigt war, schon 1897 für den Krieg gegen die Afridis verwendet worden war. Im Jahre 1896, während einer Hungersnot in Indien, warnte Lord Rosebery vor den kriegerischen Demonstrationen gegen die Türkei, indem er auf das Elend in Indien und auf das ungeheure Gebiet — mehr als das Zwei- undzwanzigfache Grossbritanniens — hinwies, das England in den letzten 12 Jahren sich angegliedert hatte, ohne es aber bis jetzt kolonisiert, zivilisiert und gut verwaltet zu haben.

Ebenso schwere Mängel und Fehler wie in Indien sind der Verwaltung Englands in anderen Ländern vorzuwerfen. Das ganze Reich der Vereinigten Staaten ist der englischen Herrschaft entschlüpft. England hat es durch seine unvernünftige Regierung, die eine alberne Theesteuer der Treue und Hingebung eines Volkes vorzog, verloren. Dort handelte es sich sogar um ein europäisches, selbst um ein angelsächsisches Volk.

Und haben denn die Engländer nicht genug vor ihrer eigenen Thür zu kehren? Irland haben sie noch immer nicht zu befriedigen gewusst. Welche Schmach für das englische Volk, das in die Ferne hinausgeht, um anderen seine Verwaltung und Regierung aufzudrängen, wenn daheim die Königin, am Tage vor ihrem Besuch in einem der eigenen Landesteile, in der Dublin'schen Stadtverordnetenversammlung hören muss: „Ihr Engländer habt uns nicht zu regieren gewusst!“ — Erin irredenta!

Was nun aber die vielgerühmte Kulturthat Englands anbetrifft, die es mit der Aufhebung der Sklaverei geleistet haben soll, darauf passt das Wort, das Auberon Herbert¹⁾ mit Bezug auf unsere ganze neuere Politik gebraucht: dass wir unsere eigenen Interessen in schöne Worte kleiden. Und er mit seiner gewohnten schonungslosen Wahrheitsliebe, fasst von Hellwald sein Urteil darüber in diese äusserst derben Worten zusammen: „Die plötzliche Agitation Englands gegen die Sklaverei,

¹⁾ „Contemporary Review“, Febr. 1900.

welches früher den Negerhandel nach seinen Kolonien als ein Mittel, sie in Abhängigkeit zu erhalten, monopolisiert hatte, trifft genau mit dem Abfalle Nordamerikas d. h. mit dem Momente zusammen, als dieses Mittel überflüssig wurde. Zugleich musste der britische Handel nunmehr andere Gebiete aufsuchen, die er in Afrika fand. Den Waren- und Produktenhandel mit Afrika zu heben, gelingt jedoch blos in dem Masse, als es möglich ist, den Sklavenhandel zu unterdrücken. Dies der Schlüssel zu der englischen „Humanität“.

Nun braucht man zwar nicht ganz so weit zu gehen. Es ist kaum anzunehmen, dass die ganze Antisklavereibewegung nur Heuchelei gewesen sein sollte. Aber auf der anderen Seite sollte man dieses nüchterne Moment doch auch nicht übersehen.

Und ebenso hat man keine Ursache, die englische Humanität so hoch zu preisen. Wir haben oben schon erwähnt, wie grässlich die Engländer in dem Zulukriege von 1879 (in einem von ihnen mutwillig herausgeforderten Krieg) mit den Zulukaffern gehandelt haben. Nicht minder haben sie es mit den Basuto's gethan und fast noch schlimmer mit den Matabelen. Und wer erinnert sich nicht der Art und Weise, in der Lord Kitchener an Einem Tage bei Omdurman Tausende von Schwarzen mit Kanonen niederschliessen liess? Herbert Spencer berichtet über das barbarische Auftreten der Engländer in Batanga und erinnert daran, wie die „Times“ dieses Auftreten den Negern gegenüber noch für viel zu milde hielt. Von Hellwald sagt dann auch von den Briten: „Sie drängen die Eingeborenen von ihren Niederlassungen zurück, demoralisieren sie durch übermässige Arbeit, durch unersättlichen Gelddurst, durch Laster und Krankheiten aller Art¹⁾ und bereichern sich auf Kosten der sogenannten humanitären Gesetze.“ Von der Weise aber, in der die Engländer in dem jetzigen Kriege auftreten, findet man ein Beispiel im Anhang zu dieser Arbeit.

¹⁾ Lord Hamilton hat am 25. Januar 1897 selbst im Unterhause erklärt, dass in der indischen Armee 522 Mann auf je 1000 mit geschlechtlichen Krankheiten behaftet waren.

Im Allgemeinen haben die Briten, besonders aber in Süd-Afrika ihren zivilisatorischen Beruf völlig verfehlt. Ungeheure Gebiete haben sie für sich beansprucht und annektiert, ohne sie zu zivilisieren. Im Gegenteil: In der Swasilandsübereinkunft vom Jahre 1893 wurde seitens der Transvaal bedingt, dass der Verkauf geistiger Getränke an die Eingeborenen untersagt sein sollte. Man wusste eben, was man von den englischen Zivilisatoren zu erwarten hatte. So hatte es u. a. 1888 Unannehmlichkeiten zwischen England und dem Bamangwato-Häuptling Khama gegeben, weil die Engländer den Kaffern geistige Getränke verkaufen wollten, und Khama sich diesem zivilisatorischen Bestreben widersetzte. Wie die Engländer für die Entwicklung des grössten Theiles ihres südafrikanischen Besitzes wenig oder gar nichts gethan haben, ist vorher schon ausgeführt worden; es sei hier nur noch darauf hingewiesen, dass weder das riesige Land der Betschuanen, noch der Landstrich zwischen der Kapkolonie und Natal, noch auch jener zwischen Natal und der portugiesischen Besetzung, zu einiger Bedeutung gebracht worden ist. Ganz bezeichnend für Englands Unfähigkeit oder Nachlässigkeit in Süd-Afrika ist die kleine Notiz, die in dem Aubert'schen Werke „L'Afrique du Sud“ über der „Inhaltsangabe“ steht, dass nämlich Damaraland, Basutoland, Betschuanaland, Swasiland, Pondoland und Zululand nicht behandelt worden seien, weil sie „für den Handel ohne jegliche Bedeutung sind“ („n'offrent aucun intérêt commercial important“). Über Damaraland würde das Urtheil jetzt schon anders lauten und Swasiland ist erst seit wenigen Jahren im Besitze der Transvaal geraten, die übrigens von England auch hier eines Ausweges nach der Küste beraubt worden ist. Aber erst die englischen Besitzungen, die das Britenreich schon seit Jahren besitzt und die zum grössten Theil an der Küste liegen! Sogar die Kapkolonie hat England, obwohl sie über die reichsten Diamantminen und über eine prachtvolle Küstenlinie verfügt, weder politisch noch wirtschaftlich über die Transvaal zu heben verstanden.

Im Allgemeinen also gleichgiltig und nachlässig in Süd-Afrika, ist England der Kultur der Buren gegenüber geradezu feindlich aufgetreten. Die schweren Vergehen Englands in

dieser Hinsicht haben wir schon erwähnt; es möge nur noch das Urteil Auberon Herberts (der sich sogar auf Herrn Fitzpatrick stützt!) über die englische Herrschaft in der Transvaal während der Jahren 1877—1880 seine Stelle finden: „Die Transvaal wurde vergessen und vernachlässigt, unfähige Beamte wurden im Lande angestellt, Fremde aus Natal. Eine Selbstregierung wurde nicht gewährt, es wurde der Volksraad nicht einberufen und es herrschte — hört es auch, ihr Ausländerfreunde! — ein System der Besteuerung ohne Volksvertretung (taxation without representation)“. So erging es der Transvaal unter englischer Herrschaft!

Zur Vervollständigung dieses Bildes der englischen Vergangenheit in der Kulturgeschichte sollte vielleicht noch die äussere Politik erwähnt werden. Allein es wird wohl genügen, an den Zunamen zu erinnern, den das Britenreich sich auf diesem Gebiete in der Geschichte erworben hat: „das Perfide, das heimtückische Albion.“ Thatsächlich wird das Gute und Schöne, das England in der Weltpolitik zu Stande gebracht hat, von dem Hässlichen tief in den Schatten gestellt. Die weit gerühmte Vernichtung der napoleontischen Weltherrschaft verdanken wir weit mehr dem Czarenreiche als England.

Somit scheinen die Vorzüge Englands wesentlich sich nur auf zwei zu beschränken: Auf das heimische Beispiel und die Handelspolitik.

Allein es sei auch hier wieder an die unerbittliche Wahrheit von Hellwald's erinnert: „Darf uns dermalen Grossbritannien als Muster eines freiheitlichen Staates im Rahmen des „Parlamentarismus“ gelten, so dürfen wir uns doch weder blind zeigen für die schweren Gebrechen, welche diesem Staatswesen anhaften, obenan der Pauperismus, die Verschärfung der sozialen Fragen und der tiefen Unwissenheit der unteren Volksschichten, noch auch der wichtigen Lehre verschliessen, welche aus der Geschichte der britischen Freiheitsentwicklung immer deutlicher hervorleuchtet, wie nämlich dieses „Muster“ von Nichtengländern nicht nachzuahmen sei, weil es unerreichbar und einzig und allein in dem britischen Naturell wurzelt.“

Und mit Bezug auf die Handelspolitik darf doch wohl erwähnt werden, dass England die Politik der „offenen Thür“ von den Holländern gelernt hat, also eben von den Vorfahren der Buren, die „zuerst der Freiheit des Handels Bahn brachen“ (v. Hellwald) und die behaupteten, „das Meer stände jedem Volke offen“ (Green.)

Überhaupt hat die englische Kultur jenen Vorfahren der Buren sehr viel zu verdanken. Es ist dies noch vor kurzem in dem „Evening Standard“ (vom 28. Nov. 1899) dargelegt worden, aber auch schon Rogers hat diese Wahrheit in seiner öfters erwähnten „Story of Holland“ näher ausgeführt. Er sagt, dass Elisabeth wusste, wie Holland damals „Englands Bollwerk“ sei und er behauptete: „Es giebt kein Volk in Europa, das den Holländern mehr zu verdanken hätte als das britische. Die Engländer waren, wie es mich auch schmerzt, es sagen zu müssen, in der gewerblichen Geschichte der modernen Kultur während einer langen Zeit das stüpideste und am meisten rückständige Volk (the stupidest and most backward nation in Europe.) Gewiss, es hat ein goldenes Zeitalter in England während der Regierung Elisabeths und des ersten Stuarts gegeben. Aber das dauerte doch nur kurze Zeit. Auf jedem andern Gebiete, in der Kunst, in der Landwirtschaft, im Handel haben wir von den Holländern gelernt.“

Wie schlecht England jene Wohlthaten Hollands vergolten hat, sagt Rogers ebenfalls ohne Umschweife. Es wäre eine ganze Liste von Prellereien und Gewaltthaten aufzustellen, von der Besitzergreifung Neu-Amsterdams an (nach dem königlichen Rhodes, der damals den Raubzug veranstaltete, in Neu-York umgetauft), bis auf die willkürliche Festhaltung der Kapkolonie.

Lassen wir aber die Vergangenheit ruhen und blicken wir auf die Gegenwart.

Wie steht sie gegenwärtig um Englands Kultur?

Gewiss, sie steht noch immer in der vordersten Reihe. Aber marschirt sie auch noch immer vorwärts?

Von verschiedenen Seiten ist schon hervorgehoben worden, dass England nicht mehr an der Spitze der Kultur steht. So

sind z. B. in der „Kölnischen Zeitung“ (vom 10. März u. f.) Streiflichter auf Englands wissenschaftliche Rückständigkeit geworfen worden. Und in der „Contemporary Review“, die den Artikel Auberon Herberts veröffentlichte, hat Massingham, der ehemalige Chefredakteur der „Daily Chronicle“, der in dem Lande der musterhaften Gedankenfreiheit dem Despotismus der Volksmeinung geopfert wurde, ein nicht sehr erfreuliches Bild der gesamten geistigen Fähigkeiten des heutigen Englands entworfen.

Die Rückständigkeit der Engländer ist auf manchem Gebiete handgreiflich. Sie sind von allen Europäern die schlechtesten Linguisten, ihre Diplomatie hat in den letzten Jahren Missgriffe auf Missgriffe gehäuft, ihre Generäle thaten es im Anfange des Krieges fast tagtäglich. Wo steht heutzutage die englische Literatur? Kipling und Swinburne und damit hört's auf. Und können diese die ungeheure Anzahl deutscher oder russischer Schriftsteller aufwiegen? Wie steht es um das englische Drama; wer hat die Erbschaft Shakespeares angetreten? Wer findet in England einen Ibsen, einen Tolstoi, einen Hauptmann, einen Halbe, einen Sudermann, einen Rostand? Wo steht die englische Musik? Im Zeichen des music hall! Wenn Spencer hingegangen sein wird, wer soll dann die englische Philosophie vertreten?

Und wie wird Englands Handel von dem Deutschlands überflügelt! Wie weit steht auf dem Gebiete jeder Industrie das Britenreich schon hinter Deutschland zurück! Wie ein Mene Tekel zeigt sich das „Made in Germany“ auf Hunderttausenden Gegenständen des englischen täglichen Bedarfs.

Es scheint England thatsächlich überhaupt nicht mehr, oder jedenfalls nur langsam — zu langsam aber im Vergleich mit Anderen — vorwärts zu schreiten. In Süd-Afrika steht der englische Intellekt tief unter dem holländischen. Ein dortiger Freund Massinghams teilte diesem seine Beunruhigung darüber mit, dass es immer die holländischen Kinder seien, besonders die vom Lande, die sich in den Schulen die Preise holten.

England scheint, wie auf militärischem, so auch auf jedem anderen Gebiete, in alten Schablonen festgerostet zu sein. Es schimpfen die Jingo's auf den transvaalschen Ersten Volksraad, obwohl er demokratisch zusammengestellt ist. England aber lässt das Veto über seine ganze Gesetzgebung noch immer in den Händen einer erblichen, feudalen Versammlung, die noch vor Kurzem von einem Mitgliede des Unterhauses¹⁾ genannt wurde: „Das wesentliche Bollwerk und der Brennpunkt des Privilegientums und der Klassenherrschaft, eine Reliquie des Mittelalters, deren Fortbestehen in dieser demokratischen Zeit eine Drohung und eine Beleidigung der freien Menschheit sei.“ Ebenso steht es mit der „Korruption“ und mit der „Oligarchie“ in der Transvaal, wo aber eine völlige Gleichheit der Bürger herrscht und wo die besoldeten Staatsdiener nicht wählbar sind für den Volksraad. In England aber scheint nicht nur das Kolonialministerium, sondern auch die ganze Regierung unter dem Einflusse einer einzigen Familie zu stehen, nach den Listen der Teilhaber in den grösseren Aktiengesellschaften zu urteilen die jüngst veröffentlicht worden sind.

Es giebt eigentlich nur ein Gebiet, auf welchem England heutzutage noch eine führende Stellung behauptet: das Kunstgewerbe. Es ist aber zu beachten, dass ein Maximum der Kunstblüte in der Geschichte mancher Völker durchaus nicht mit dem Höhepunkt der gesamten Volksentwicklung zusammenfällt, sondern eher ein wenig nach jenem Höhepunkte eintritt, wenn eben die Dekadenz schon angefangen hat.

Es braucht denn auch wohl kaum noch ausführlich dargethan zu werden, dass falls die Buren in ihrer Kulturthätigkeit bevormundet werden sollten, nicht England, sondern Deutschland, als die jetzt am kräftigsten emporstrebende Nation, dazu berufen wäre.

Dass aber die Buren keiner Bevormundung bedürfen, haben wir wohl genügend gezeigt. Es ist nur noch ein Moment hervorzuheben.

¹⁾ J. H. Hoxall in der Versammlung der „National Liberal Federation“ vom 28. März 1900 „Manchester Guardian“ vom 29. März.

Die Engländer haben sich in weiten Kreisen nicht nur manche Kunden und Interessenten vieler Art, sondern auch uneigennützig, aufrichtige Freunde erworben. Dies ist so wahr, dass in dem Lande, das von England am meisten zu dulden gehabt hat, in Holland, vor dem Ausbruch des Krieges eine regelrechte Anglomanie herrschte. In dieser Hinsicht hat der Krieg für uns Holländer schon sein Gutes gehabt, indem uns die Schuppen ein wenig von den Augen gefallen sind und wir gesehen haben, wie das England von heute wieder das alte England geworden ist, das uns um unsre höchste Wohlfahrt gebracht hat und das jetzt auch auf den Rest unsrer Kolonien gierige Blicke wirft. Ehe der Krieg ausbrach, brachten wir keinem anderen Volke der Welt ein so grosses Vertrauen entgegen wie dem englischen. Die Vergangenheit hatten wir vergessen; England war für uns das Land Gladstone's, nicht nur das Land, das uns den schönen Cricket und Tennis gelehrt hatte. Und jeder Engländer war uns bewundernswert und daher nachahmungswert, indem wir, wie Faust „Helenen in jedem Weibe“, in jedem Engländer einen „Gentleman“ sahen, einen Mann, dessen äussere Bildung und dessen Denkart uns besser verständlich waren und uns näher standen als die irgend einer andern Nation.

Und da machten wir den Fehler, den eben die grosse Mehrheit Europas macht, welcher hauptsächlich oder ausschliesslich den Engländern der besseren gebildeten Sorte begegnet und die vergisst, dass England nicht nur das Land vom „Gentleman“ ist, sondern auch vom „Snob.“ Weder dieser noch jener aber sind für die Beurteilung des nationalen Typus ausschlaggebend; dazu brauchen wir den Durchschnitts-Engländer.

Zu dem Durchschnitts-Engländer hat uns Herr J. Jacobs verholfen¹⁾. Er hat mit der peinlichsten Sorgfalt aus einer Menge amtlicher statistischer Angaben ein Bild des durchschnittlichen Engländers entworfen und er hat sogar mit derselben Gewissenhaftigkeit einen Durchschnittsnamen für jenen National-Typus herausgerechnet: William Sprogett. Für jenen Mann hat er den wöchentlichen Etat von Einnahmen und

¹⁾ „The Fortnightly Review“ v. Juli 1899.

Ausgaben zusammengestellt. Daraus ergibt sich, dass William Sprogett, der Arbeiter ist und 24 Sh. 9 d. wöchentlich verdient, diese Summe ganz verausgabt und zwar 13 Sh. 7³/₄ d. an Nahrungsmitteln und den Rest an anderen Dingen. Was uns hier am meisten interessieren dürfte, ist der Anteil der Ausgaben für geistige Zwecke. Der ist nun eben unter allen andern der kleinste: 1¹/₂ d.! Das Bild, das der Verfasser aus seinem statistischen Materiale von William Sprogetts geistiger Bedeutung herausgeschält hat, ist denn auch nicht eben glänzend. Zeitungen liest er gar nicht¹⁾, nur dann und wann ein Sportblatt, um sich über den Ausgang seiner letzten Wette zu erkundigen (das Wetten bildet den grössten Teil seiner Erholungen). Wenn er sonst einmal etwas wissen will, was jedoch nur selten der Fall ist, so kauft er sich ein kleines Wochenblatt. Bücher kauft er sich nie; er liest nur dann und wann die Bibel und ein Gebetbuch (die seiner Frau gehören) und besitzt übrigens noch einzelne Nummern von Virtue's Shakespeare und Cassell's „Popular Education“, die er sich in früheren Jahren in der jugendlichen Begeisterung einmal gekauft hat. Museen oder öffentliche Lesehallen besucht er nicht; an freien Tagen trifft er seine Freunde in dem Wirtshause oder bei einem Cricket- oder Fussballkampfe. Seife gebraucht er nicht und er badet sich nur, falls er einmal einen Ausflug nach einem Badeorte machen sollte. In den öffentlichen Badeanstalten sieht man ihn nie. Er gebraucht weder Zahnbürste noch Taschentuch oder, wenn schon letzteres, so doch nur als Hülle seines Mittagessens.

Dies eröffnet uns einen Blick auf die Bildung des durchschnittlichen Engländers. Ihn soll man im Auge behalten, wenn man die Kultur der Buren und der Engländer gegeneinander abwägt. Nicht die Maxima sondern die Media der Völker sind massgebend für ihre Kultur. Ganz zutreffend sagt Herr Jacobs: „Von dem Fortschritte und der Entwicklung des Durchschnittsmenschen ist die Volksentwicklung abhängig. Es hilft ohne seine Verbesserung gar nichts, ob

¹⁾ Während in der Transvaal und im Freistaate jeder Bur seine Zeitung hält.

man mehr Toppsegel hisst. Dr. Galton hat auf gute Gründe hin behauptet, dass der Durchschnitts-Athener, in geistiger Hinsicht, wenigstens zwei gute Stufen höher stand als der Durchschnitts-Engländer, und das war eben die Ursache, dass jene kleine Nation solch' eine Menge von Genies hervorbringen konnte. Es können keine politischen Vorrichtungen bloß für die höheren Schichten getroffen werden; sie müssen sich an erster Stelle mit dem Durchschnittsmenschen beschäftigen. Denn er ist zugleich die Bedingung, das Ziel und der Massstab der Zivilisation.“

Und schliesslich bemerkt er, dass man, wenn von dem Britenreiche und dessen Ausdehnung die Rede ist, wohl einmal an William Sprogett denken dürfte. „Es ist seine Kulturstufe, zu der wir die farbigen Völker hinaufzuheben versuchen.“

Wir aber vergleichen William Sprogett mit dem durchschnittlichen Buren, dessen Bild wir früher skizziert haben. Es ist der Nationaltypus der Buren sehr wenig differenziert; sie sind von einander nur wenig verschieden, was sich u. a. in ihren Heerführern ausspricht: Sie besitzen deren eine Menge; fällt der eine, sein Nachfolger that's eben so gut. Und wenn wir nun das Facit zwischen dem nicht sehr viel bedeutenden William Sprogett und dem urkräftigen, heroischen Buren ziehen, so ist der Schiedsspruch leicht.

Und wenn wir weiter nachdenken über die Nachteile und die Vorzüge der beiden Zivilisationen, die jetzt miteinander im Kampfe liegen, die Eine mit einer glänzenden Vergangenheit von Geistesthaten aber auch von Verbrechen, bereits nicht mehr mit der Weltentwicklung gleichen Schritt haltend mit einem widerlichen Anhängsel von Pauperismus und Prostitution und mit einem erheblichen Rückstand eben in seiner kulturellen Thätigkeit in Süd-Afrika; die Andere mit einer beschränkten, jedoch glorreichen Vergangenheit, der heldenmütiger Pionierarbeit eben in jenem Weltteile, jugendlich, gesund, kräftig, vorwärtsstrebend und schon auf einer Kulturstufe, die in manchen Hinsichten jene der englischen Nachbarkolonien überragt, dazu von altem, erprobtem Blute

. . . . So fällt es uns nicht mehr ein, die cynische Frage zu wiederholen, ob ein Sieg Englands, wenn auch unrechtmässig errungen, der menschlichen Kultur doch frommen sollte. Und es ist uns die Wahrheit jener Prophezeiung des besten Kenners Süd-Afrikas, des englischen Geschichtsschreibers Theal¹⁾ klar geworden:

„Wenn England gewinnt, so gewinnt es eine Wüste. Süd-Afrika wird für die Kultur verloren sein und in der legendarischen Geschichte des Volkes, das jetzt in den Republiken lebt, wird England auf die Stufe eines modernen Spaniers und Herr Chamberlain auf die eines modernen Alba herabsinken.“

XI.

Denn es ist die alte Geschichte. Es ist der Aufstand der Niederlande, der sich dort unter den Nachkommen der Holländer wiederholt. Nur dass jetzt England, in seiner alten Eifersucht auf die Holländer, die Rolle des finsternen Tyrannen übernommen hat. Einmal schon hat England mit dem holländischen Stamme gerungen — und durch seine Übermacht den Sieg davongetragen. Jetzt werden wir abwarten müssen, ob, wie man glauben und vertrauen darf, der holländische Stamm in Afrika sich England gegenüber aufrecht halten wird.

Denn wie einst die Holländer des 16. Jahrhunderts, so werden auch jene des 19. Jahrhunderts den Kampf allein bestehen müssen. Der Egoismus, auf den wir im Anfang dieser Zeilen hinwiesen, vereint sich mit dem Materialismus um jede grössere, erhabene That im voraus unmöglich zu machen. Zwar soll man die beiden nicht verquicken. In der Philosophie hat der Materialismus schon seine Zeit gehabt. Aber dennoch lebt er fort in dem inneren Leben der Nationen und noch mehr in dem äusseren, in der internationalen Politik. Oder vielleicht eben deshalb. Denn sowie erst, nachdem ein Dampfer schon vorüber ist, die Welle ans Kanalufer schlägt, so spürt

¹⁾ In einem Interview abgedruckt in dem „Manchester Guardian“ vom 5. März 1900.

man die Wirkung des Geisteslebens der obersten Schichten in der breiten Masse erst, wenn jene oberste Schicht des Intellektes schon eine neue Etappe erreicht hat.

Indem nun also der Egoismus und der Materialismus in der Philosophie sich gar nicht decken, in dem inneren Leben der Nationen sogar der Materialismus sich mit den neueren altruistischen Lehren in dem Marxismus zu beständigen versucht hat, so fällt der materialistische Gedanke in der internationalen Politik eben in den Egoismus wie in einen fruchtbaren Boden. Hier wird der Nationalegoismus allmählich materialistisch gefärbt. Es entsteht ein Wettkampf um materielle Vorteile, handelt es sich nun um Johannesburger Goldminen oder um chinesische Häfen und Produkte. Der „Seufzer“ des deutschen Reichskanzlers trifft für die Bestrebungen der Völker ebenso gut zu, wie für die der Parteien. Als Cecil Rhodes vor kurzem zu Kimberley die britische Flagge zu „der grössten Handelsaktiva der Welt“ materialisierte, da hat es die spröden Engländer unangenehm berührt, dass einer die Wahrheit nackt ausgesprochen hat. Aber in dem Herzen William Sprogett's schlummert, wenn auch vielleicht unbekannt, eben derselbe Gedanke. Und es träumen alle Nationen ungefähr den gleichen Traum vom Golde.

Die Zeit der idealen Weltgedanken, welche die ganze menschliche Seele auch für das internationale Leben der Völker beanspruchten, ist augenblicklich versunken. Das Weltevangeliem der französischen Revolution hat seine begeisternde Kraft verloren, und ist sogar in Frankreich vergessen. Und die Anwendungen zur Nachfolge, die England dann und wann gezeigt hat, sind mit Gladstone verschwunden. So blieb denn Frankreich immer noch, wenigstens äusserlich, der Kronträger der internationalen Grossmutspolitik.

Allein auch diesem Lande war der gewaltige Schmuck zu schwer geworden. Es hatte die Begeisterung zu seinem ehemaligen erhabenen Beruf verloren, es legte nun auch diese Krone ab.

Ob Herr Delcassé sich der tiefen Bedeutung seiner Worte wohl bewusst gewesen ist, als er, der Vertreter Frankreichs

dem Auslande gegenüber, am 18. März im Senat erklärte, Frankreich habe der Menschheit genug geopfert, und jetzt einmal zusehen, wie Andere es machen würden.

Das bedeutete, dass Frankreich auch seine humanitäre Krone ablegte, dass es von seiner führenden Stelle zurücktrat, dass es als Apostel der Menschheit feierlich abdizierte.

Ein Moment in der Weltgeschichte!

Wie gerne hätte mancher die von Frankreich abgetretene Führung von Deutschland übernommen gesehen!

Allein Deutschland hatte schon von vornherein abgelehnt.

In der Sitzung des Reichstags vom 1. März hatte Graf von Bülow sich im Namen des Deutschen Reiches zur Lehre des Nationalegoismus bekannt, indem er sagte, dass in ernstesten politischen Fragen niemals eine andere Richtschnur anerkannt werden sollte, als die „Salus publica“ des deutschen Volkes.

Da haben wir's! Das ist der deutsche Ausdruck der allgemeinen Formel des Nationalegoismus: „Salus mea suprema lex!“

Die Stelle auf der ehemals Frankreich stand, bleibt also vorläufig unbesetzt.

Und die „Salus publica“ des deutschen Volkes scheint gegenwärtig eine Einmischung in die Angelegenheiten Süd-Afrikas nicht mehr zu rechtfertigen. Zwar wurde schon Februar 1881 in der „Nineteenth Century“ von Sir Bartle Frere dargethan, wie vorzüglich ein englischer Staatenbund in Süd-Afrika (wie heute auch wieder angestrebt wird), dem deutschen Einflusse steuern könnte. Zwar schrieb der Staatssekretär des Auswärtigen, Herr Marschall von Bieberstein, 1895 an den deutschen Botschafter in London, dass selbst eine Handelsföderation der süd-afrikanischen Staaten den deutschen Interessen zuwider sein würde. Er fügte hinzu, dass die deutschen Interessen die Fortbestehung der Transvaal als einen unabhängigen Staat forderten. Und im Dezember jenes Jahres, schrieb derselbe Staatsmann an den Konsul in Pretoria¹⁾: „Wer die Unabhängigkeit der Transvaal bedroht, begeht einen schweren Angriff auf die deutschen Interessen“.

¹⁾ Siehe u. a. „Frankf. Zeit.“ vom 21. März 1900.

Die „Salus publica“ des deutschen Volkes jedoch scheint jetzt anders verstanden zu werden. Denn Lord Salisbury's Erklärung, dass England nach dem Kriege die Unabhängigkeit der beiden Republiken jedenfalls nicht fortbestehen lassen werde, ist von Deutschland ohne Widerspruch hingenommen worden.

So werden die Buren sich selber helfen müssen. Und vielleicht ist es besser so. Sie werden sich ihre eigne Zukunft sichern, wie es dereinst ihre Vorfahren thaten. Und wie jene, werden sie dann eine Grossthat in der Weltgeschichte ausgeführt haben, wie nur wenige andere Völker. Indem ihr Kampf nicht bloss um die eigene Freiheit und Unabhängigkeit geht, sondern zugleich sich gegen eine drohende Weltherrschaft richtet, treten sie als die Kämpfer für die ganze Welt auf. Ihre Befreiung wird zugleich die Welt von einem drückenden Alp befreien. So that's Athen, so thaten's die Holländer Oraniens.

Und sollten sie unterliegen, sollte ihre Rasse auch gänzlich unterjocht werden, so wird's doch nicht umsonst gewesen sein. Es werden ihre Heldenthaten nachkeimen, sei es in den Blättern der Geschichte oder in dem Blute ihrer Nachkommen.

Was der Burenfeind Conan Doyle über sein eigenes Volk sagte, wenden wir auf die Buren an: „Wie Herbstblätter wehen die Menschen vorbei, aber der Name einer grossen Nation bleibt im Leben der Eiche ähnlich, von der die Blätter gefallen“.

Die Welt lässt nichts verloren geh'n.

Anhang.

Tommy Atkins als Kulturträger.

Eine Übersicht über das Verhalten Englands als Kulturträger in Süd-Afrika den Buren gegenüber würde allzu lückenhaft sein, wenn darin das Auftreten des englischen Kulturinstrumentes, des Heeres, nicht erwähnt würde. Es liesse sich eine fast unabsehbare Liste von englischen Kriegsgreueln anfertigen. Wir werden uns aber auf eine einzige Aussage beschränken, die am zweckmässigsten als Beweismittel dienen kann, weil sie eidlich erhärtet ist und weil sie von einem Manne herrührt, der im mündlichen Gespräch einen äusserst günstigen Eindruck auf mich gemacht hat. Herr F. K. Kanne-meyer, der in englische Kriegsgefangenschaft geriet, jedoch zu entkommen wusste, ist ein junger transvaalscher Bur, der ebenso gut afrikanisch wie holländisch und englisch spricht, und in seinem Auftreten ebenso gebildet ist, wie der feinste englische Gentleman. Seine näheren mündlichen, sehr ruhigen und sachlichen Ausführungen machten auf mich den Eindruck der grössten Zuverlässigkeit.

Die Aussagen, die er vor dem transvaalschen Generalkonsul in Paris (wo er zuerst eintraf) gemacht hat, lauteten folgendermassen:

„Ich, der Unterzeichnete, Fritz Karl Kanne-meyer aus Klerksdorp im Bezirke Potchefstroom (Süd-Afrikanische Republik) erkläre unter meinem Eide: dass ich kriegsgefangen gemacht wurde zu Elandslaagte, dass ich am 6. April entflohen bin aus dem Lager zu Simonstown und am 27. April über Kapstadt nach Frankreich abgereist und dass ich am 25. Mai dieses Jahres (1900) in Paris eingetroffen bin. Weiter erkläre ich unter meinem Eide Folgendes:

„Als ich in dem Gefecht bei Elandslaagte meine Munition verschossen hatte, befanden sich die englischen Ulanen auf einer Strecke von 25 M. vor mir. Da legte ich, weil ich keine Patrone mehr hatte, mein Gewehr nieder und streckte die Arme aus, wie es auch mein Nachbar Smit that.

* „Ein Unteroffizier der Ulanen mit drei Streifen auf dem Ärmel feuerte alsdann drei Mal seinen Revolver auf mich ab. Er traf mich nicht, indem ich mich jedesmal bückte; mein Nachbar Smit wurde aber ins Bein getroffen, nachdem der erwähnte Unteroffizier schon zwei Schüsse auf ihn abgefeuert hatte.

„Ungefähr hundert Schritt weiter nach rechts befanden sich Blignaut und Van Aswegen, die beide die Waffen ebenfalls gestreckt und die Arme empor gehoben hatten. Blignaut, der ganz nahe bei Van Aswegen stand, erklärte mir, dass ein Offizier, mit einer kleinen Krone auf der Schulter, mit dem Säbel dem Van Aswegen den Schädel gespalten habe. Robertson, der ebenfalls in Elandslaagte kriegsgefangen gemacht wurde, erklärte mir, er habe gesehen, wie englische Infanteristen einen alten verwundeten Mann anschreien und ihm befehlen, aufzustehen; er aber konnte sich nur noch auf den Knien aufrichten und sank alsdann wieder zu Boden, worauf er von einem der Infanteristen durch den Kopf geschossen wurde.

„Ein Teil der Kriegsgefangenen, darunter auch ich, wurde nach dem Bahnhofe von Elandslaagte abgeführt, wo wir die ganze Nacht ohne irgend eine Bedeckung im Regen stehen bleiben mussten. In der Richtung nach dem Kampfplatze wurden die ganze Nacht hindurch Schüsse gehört.

„Weiter erkläre ich, dass die über die Behandlung der Buren-Kriegsgefangenen (in Ladysmith, Pietermaritzburg und an Bord des ungereinigten Pferdetransportschiffes, das sie nach Simonstown führte) veröffentlichten Berichte im Grossen und Ganzen wahr sind, sowie auch die Berichte über die Behandlung der Gefangenen an Bord der ‚Penelope‘.

„Später wurden die Gefangenen auf die ‚Manilla‘ gebracht. Die wiederhergestellten Verwundeten kamen auf jenes

Schiff in denselben blutigen Kleidern, in denen sie verwundet worden waren und die sie jetzt an Bord zum ersten Male waschen konnten.

„Von der ‚Manilla‘ gingen wir über auf die ‚Catalonia‘ wo wir nur an jedem dritten Tage Wasser zum Waschen erhielten.

„An Bord der ‚Catalonia‘ gab es für die 450 Kriegsgefangenen auf dem für sie bestimmten Teile des Deckes keinen Raum zum Gehen, sodass man meistens stehen musste. Aufrührerische Bewegungen fanden denn auch fast täglich statt; die bejahrten Leute bekamen dicke Beine vom Stehen, so dick, dass sie dieselben um den Knöchel mit beiden Händen nicht umspannen konnten. Unter diesen befanden sich Penn und Tompson. Während einer ganzen Woche gab es keinen Arzt an Bord; dann kam der Doktor Fischer, der drei Wochen lang jeden Tag betrunken war.

„Erst in dem Lager zu Simonstown fand sich genügende ärztliche Hilfe.

„Nach dem Entsatze Kimberleys traf der Feldkornet Van Vüren im Lager ein. Er war von den Ulanen des General French gefangen genommen worden. Er erzählte mir, wie er mit zwei seiner Vettern (zwei Brüder) gefangen wurde.

„Nachdem sie die Waffen gestreckt hatten und gefangen gemacht worden waren, wurden sie ihrer Drei in eine Reihe gestellt; die beiden Vettern wurden dann von den Ulanen erschossen. Van Vüren wurde durch eine Kugel an der rechten Seite verwundet und verdankte sein Leben nur dem Umstande, dass eben ein Offizier ankam, der dem Morden ein Ende machte.

„Obwohl Van Vüren also verwundet war, ward er gezwungen, vor den Pferden herzugehen; er wurde während des neun Kilometer langen Marsches zu wiederholten Malen von den Tieren auf die Fersen getreten und konnte demzufolge während drei Wochen nicht stehen.

„Baumann, der bei Kimberley die Feuerwehrwache hatte und von French's Einzug in Kimberley nichts wusste, erzählte mir, dass er von Ulanen umzingelt wurde, sodass er sich mit einem

Anderen gefangen geben musste. Alsdann fingen die Ulanen an, ihre Gefangenen als Objekt zur Übung im „Pigsticking“ (Schweinejagd) zu gebrauchen. Baumanns Mitgefangener wurde aufgestellt, die Ulanen ritten fünfzig Schritt zurück und rannten alsdann auf ihn ein.

„Er erhielt sofort einen Stich ins Gesäss und fiel nieder, worauf er noch vier Lanzenstiche bekam. Einer von den Ulanen stieg dann ab, sagte: „I will put him out of his misery“ und erschoss ihn mit seinem Revolver. Alsdann war Baumann an der Reihe, erhielt jedoch die Erlaubnis, mit seiner Satteltasche die Lanzenstiche aufzufangen. Die Ulanen rannten auf ihn ein, indem sie riefen: Elende Buren, wir werden euch alle töten! (Bloody Boers, we will kill all of you!) Zu seinem Glücke und zum Ärgernis der Ulanen wusste er fast sämtliche Stiche mit seiner Satteltasche zu parieren; er bekam bloss Streifstiche an den Beinen und einen Stich von vier Zoll ins Gesäss. Als das „Pigsticking“ sich also wenig erfolgreich zeigte, wurde zum „Lemoncutting“ übergegangen. Die Ulanen zogen den Säbel und es hieb ihm einer die Schädelhaut samt dem Haare, in der Grösse einer Hand, mit einem Schläge ab.

„Während er furchtbar aus beiden Wunden blutete, musste er vor den Pferden hergehen, wobei er fortwährend mit dem Tode bedroht wurde. Der Lanzenstich verursachte heftige Schmerzen beim Gehen; vom Blutverluste erschöpft, sank Baumann nieder, indem er ausrief: „Ihr könnt mich töten, wenn ihr wollt“ (You can kill me if you like); er blieb liegen bis ein Feldlazareth ihn aufnahm. Als er zu Kimberley im Lazarethe lag, wurde er von einem Offizier besucht, dem er die Sache erzählte. Der Offizier aber zog die Achsel in die Höhe, sagte: „Ich kann nichts dafür“ (I can't help it) und ging weiter.

„Er wurde mit den anderen Kriegsgefangenen aus dem Cronje'schen Lager nach Simonstadt geführt, wo ich diese Erklärung von ihm entgegennahm.“

„Herr Baumann hat die Satteltasche mit den Spuren der Lanzenstiche sorgfältig bewahrt.“

Dies die Aussage des Herrn Kannemeyer, von der ich nur den Schluss, der Näheres über die mangelhafte Pflege der Kriegsgefangenen an Bord der Schiffe enthält, weggelassen, sonst aber nichts daran geändert habe.

Man bedenke jedoch, dass diese schlichte Erzählung indischer Präriengreuel sich nicht etwa auf eine Ausnahme bezieht, sondern nur ein Beispiel aus der Reihe der vielen, von englischen Soldaten verübten Schandthaten giebt. Wer erinnert sich nicht mehr jenes Schreies der Entrüstung, den der Baron von Dalwig über die Greuel bei Derdepoort seinerzeit in der „Kreuzzeitung“ veröffentlicht hat? Und solche Dinge haben die afrikanischen und die holländischen Zeitungen fast wöchentlich zu erwähnen gehabt!

Es nimmt wohl auch kaum Wunder, dass der ungebildete „Tommy Atkins“ sich in dieser Weise benimmt, wenn Lord Roberts mit seinen Mord- und Brandproklamationen ihm ein leuchtendes Vorbild giebt.

Und so breitet Tommy Atkins die Kultur William Sprogett's segnend über Süd-Afrika aus!

Bennebroek (Holland)
Dezember 1900.

C. K. Elout.

Im Verlage von **Rudolf Uhlig** in **Leipzig**
ist ferner erschienen:

„Aus ewigen Quellen“.

Dichtungen von

Konrad Ettel

kl. 8^o. eleg. broch. M. 1.50, hocheleg. geb. 2.50.

Im vorliegenden Büchlein ist hoher sittlicher Ernst und Reichtum der Gedanken, aber auch lebhaftes Phantasie- und schalkhafter Humor. Diese empfehlenden Eigenschaften werden Konrad Ettel's Gedichte auch dem anspruchsvollen Leser, der Anregung für Geist und Gemüt sucht, volle Befriedigung gewähren.

Die Sammlung, übersichtlich in sechs Abteilungen geordnet, enthält soviel eigenartig Gedachtes und tief Empfundenes, dass sie selbst in dieser, der Lyrik interessellos gegenüberstehenden Zeit, sich Verehrer werben wird.

Freie Gedanken.—Ring der Ewigkeit. Vergehen und Entstehen im Weltall

von

Wilhelm Houtz

10. Auflage.

kl. 8^o hocheleg. geb. M. 2.—.

Das Erscheinen der 10. Aufl. spricht für das Werkchen selbst. — Von der Kritik ist es als vorzüglich anerkannt. Es schreibt die Frankf. Wochen-Rundschau für dram. Kunst, Litteratur und Musik in No. 22 des XXI. Jahrg:

Eine Sammlung wertvoller und innig empfundener Dichtungen. Der zweite Teil: „Der Ring der Ewigkeit“ bringt in dreizehn grossartigen Lehrgedichten geologische Betrachtungen über das Entstehen und Vergehen unseres Weltsystems in formvollendeten Strophen zu den glänzendsten schwungvollen lyrischen Bildern ausgestaltet, welche die hohe Wahrheit der Grundgedanken leuchtend hervortreten lassen und überzeugend bekräftigen.
